Nr. 39. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 25. Septemb. 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Kohelet der Zweifler.

In einer Epoche des nationalen Niederganges und der innern Zerrissenheit, in einem Zeitalter, welches jedes Ideals bar war, lebte in Palästina ein weiser und gedankenreicher Mann, der sich vergebens nach dem geistigen Inhalt im Leben, nach einem erstrebenswerten Ideal, nach einer lebensvollen Idee umsah. Und ob der geistigen Oede, die ihn umgab, verzweifelte er gänzlich an der göttlichen Weltordnung, an jedem höhern Lebensziel, an dem, „welches den Vorzug des Menschen vor dem Tiere" ausmachte. In dieser verdrossenen, teils pessimistischen und teils wiederum in der gänzlichen Leugnung der Menschenwürde optimistisch-resignierten Stimmung, schrieb er ein Büchlein, das bald in einem geordneten Ideengang, bald wiederum in abgerissenen aphoristischen Sätzen ganz die Empfindung wiedergiebt, welche in jener Zeit die gebildeten Juden beherrscht haben muß. Dieses eigentümliche Büchlein, das wir unter dem Namen „Kohelet" im biblischen Kanon besitzen, ist nur durch einen Zufall in die Zahl der heiligen Bücher aufgenommen und so von dem Untergang gerettet worden. Unsere Bibel, diese „große Hausapotheke der Menschheit", wie Heine sich trefflich ausdrückt, besitzt dieses Kleinod, diesen treuen Spiegel einer unzufriedenen, verdrossenen, nach einem Ideal sich vergeblich sehnenden Seele. Unsere großen Lehrer, welche dem ganzen jüdischen Leben eine religiöse Weihe zu geben sich bestrebt haben, ordneten später an, daß dies Büchlein während der Sukkottage zu lesen sei. Wie konnten sie auf diesen merkwürdigen Gedanken kommen? Ich finde auf diese Frage keine objektiv richtige Antwort; aber ich empfinde sie wohl sehr gut. Im Buch Kohelet spüren wir gleichsam einen herbstelnden Hauch, eine gewisse Kühle, die uns durchschauert. Es paßt daher diese Lektüre so vortrefflich für eine Jahreszeit, in welcher die Sommerwärme ihr Ende erreicht und uns die kühlen Herbstnächte zu umwehen beginnen. Auch in nationaler Beziehung repräsentiert der Grundton dieses Büchleins die wehmutvolle Stimmung der Sommer- und Herbstwende, wenn das gelbe Laub von den Bäumen fällt und die Natur sich anschickt, dem langen Winterschlaf sich hinzugeben. So verstanden es auch unsere hochgestimmten Lehrer, am Peßach die Lektüre des Buches Schir-Haschirim, des hohen Liedes, anzuordnen, in welchem die ganze Natur ihre Auferstehung feiert, ein Buch von berückender Poesie, in dem es lebt und blüht, wie in einem reizvollen, blumenreichen Garten. Das Peßachfest, welches den Frühling so stimmungsvoll inauguriert, erinnert zugleich an den Frühling des jüdischen Stammes, an die Zeit des nationalen Umschwungs und eignet sich vorzüglich zu einer solchen Lektüre, die in uns die Erinnerung an jene glorreiche Zeit wachruft.

Aber wir leben jetzt im Herbst, und vom Frühling ist uns nur eine wehmütige, schmerzvolle Erinnerung geblieben. Wir können jetzt nicht das Hohe Lied lesen, weil es in uns Erinnerungen der hoffnungsreichen Jugend wachruft, während wir ringsumher herbstliche Kühle, verdrossene Gesichter und Unzufriedenheit sehen. Und so nahm ich mir aus der „großen Hausapotheke" jenes Buch, welches so gut zu der herrschenden Stimmung unseres Zeitalters paßt: Kohelet den Zweifler, der alles bekrittelte, alles anzweifelte, der sich an nichts genügen konnte, selbst an der Kritik, an dem Zweifel.

Du unbekannter, verkannter und doch so tief angelegter Mann, der du vor mindestens zwei Jahrtausenden Worte des Zweifels und der Verstimmung hingeworfen hast, die jetzt einem Menschen von ähnlichen Empfindungen zugleich einen Trost und eine Erholung bieten! Also hat es bereits ein

solches Zeitalter in Israel gegeben und ein Mann hat es wenigstens gewagt, dem ganzen Geschlechte der Epigonen den Krieg zu erklären, ihr Thun und Lassen als eitle Thorheit zu verspotten: der es verschmäht hat, sich der großen Herde anzuschließen, sich in Reih und Glied zu stellen, und sich von einem eitlen einfältigen Leithammel leiten zu lassen. Freilich hast du, verkannter Mann, es nicht unternommen, die andern zu bekehren, philosophische Systeme tiefsinnig zu begründen, Litteratur-Vereine zur Belehrung der Denkfaulen ins Leben zu rufen, um dort vor einem Haufen Weißbiertrinker deine Weisheit auszukramen. Du großer, unbekannter und verkannter Mann schriebst, was dir im Augenblick je nach Stimmung und Empfinden eingefallen war. Und wenn sie jetzt kommen und dir vorwerfen, daß dir jede systematische Ideenordnung fehlt, so weise ich in deinem Namen diesen Vorwurf zurück. Ich lebe in deiner Zeit und verstehe dich sehr gut.

Wahrlich, wenn heute ein Mann erstände, welcher die Grundstimmung unseres Zeitalters zum Ausdruck bringen wollte, er müßte, wenn er anders ein gefühlvolles und empfindendes Herz hätte, wenn er unserer Zeitkrankheit Verständnis und Mitempfindung entgegenbringen würde, im Tone eines Kohelet schreiben, auf die Gefahr hin, daß ihn alle Philister für einen Sonderling erklären sollten. Aber was ist dein Ideal? würden ihn kluge, gesetzte Leute fragen. Du ärgerst dich über die Reformfexerei, bist du nun orthodox? Du lieber Himmel! müssen wir denn orthodox sein, wenn uns eure fade Reformfexerei mißfällt? Uns fröstelt ja nur eure Leere an, der Mangel an jedem Enthusiasmus, das geistlose Philistertum, die Fadheit, mit der ihr euch ein Judentum zugestutzt habt, das auf eurer Kanzel bequem Platz findet. Gebt uns große Reformer, große Ketzer, meinetwegen einen Spinoza, wir wollen ihn nicht mehr verdammen, sondern vielmehr in Ehren halten. Aber befreit uns nur von dem Heere der Wortmacher, von dem schalen Gamaschenreformertum, das einem das Judentum in der innersten Seele verleidet.

Kohelet der Zweifler war eine durch und durch religiöse und weichgestimmte Natur, einer jener Menschen, welche alles furchtbar ernst nehmen und deshalb in allem keine Befriedigung finden. Wie sollte er auch, wenn er sah, daß es dem Weisen ganz ebenso ergehe, wie den Thoren; daß in dem großen Haufen die originelle Existenz ganz untergehen muß, weil sie sich nicht in irgend einem Verein, in irgend einer Koterie einreihen läßt. Er bekrittelt alles, er findet die Schattenseiten aller Erscheinungen und Einrichtungen heraus. Aber schmäht ihn deshalb nicht, sondern bemitleidet ihn. Er ist auf die Suche nach dem großen Ideal gegangen, er wollte große Menschen finden; aber er fand nur kleinliche Geister und Dutzendmenschen, Marionetten, deren Thun nichtig und deren Streben eitel war. Deshalb brach er unmutig über alles den Stab. Ist er deshalb zu verurteilen? Nein, nicht er, sondern sein kleinliches Zeitalter verdient unsern Tadel.

Wer darum ähnliche Klagen und Seufzer auch über unser kraftloses Zeitalter vernimmt, der komme uns nicht mit der Frage: Ja, was wollen aber diese Leute, die alles verneinen? wo sind die positiven Vorschläge, die sie zur Besserung dieser Zustände gemacht? Dies ist durchaus nicht unseres Amtes. Wenn wir ein Gebäude sehen, welchem die Gefahr droht einzustürzen, so ist es von unserer Seite genug, wenn wir die ruhig dasitzenden Insassen dringend warnen und sie auf die drohende Gefahr aufmerksam machen, daß sie bald unter den Trümmern des dem Zusammensturz nahen Hauses begraben sein werden. Kommt uns aber ein kluger Mann mit der Frage: wo ist euer Vorschlag, dieses schwache Haus zu stützen und zu befestigen, so können wir darauf ganz ehrlich antworten: Ja, das wissen wir auch nicht, thut euch nur zusammen, vielleicht findet ihr schon Rat.

Aber sie kommen mit ihrer kleinlichen Diplomatie, mit ihren lächerlichen Insinuationen. Sie können es nicht begreifen, daß es Menschen giebt, welche an solchem Treiben keinen Gefallen finden. Bald sind wir schmähsüchtige Menschen, die das Erhabene in den Staub ziehen wollen, bald beabsichtigen wir für irgend eine Partei, in deren Dienst wir stehen, Stimmung zu machen, bald wiederum wollen wir uns in unserer gekränkten Eitelkeit wegen irgend einer Zurücksetzung rächen. O, sie wollen oder können es nicht verstehen, daß oft, nachdem wir unsere patriotische Pflicht erfüllt und Streiche geführt haben gegen winzige Zwerge, uns gleich Kohelet bittere Reue erfaßt über unser eigenes Treiben und mit Widerwillen riefen wir aus: O der Eitelkeit! Ja, wenn wir gegen große Menschen mit großen Fehlern zu kämpfen hätten! . . . .

Darum lese ich Kohelet den Zweifler mit wahrer und tiefer Andacht. Er ist der herrliche Schriftsteller, der so gegen die ganze Klique die volle Verachtung zum Ausdruck zu bringen versteht, der sich nicht einmal die Mühe nimmt, schöne Redensarten zu drechseln. Sie nannten ihn einen Sonderling und konnten ihn nicht verstehen. Aber wollte er denn von ihnen verstanden sein? Wollte er als ein „geistreicher“ Schriftsteller gelten? Er allein spottete so vortrefflich über das viele Bücherschreiben, über „das viele Geschwätz,“ das den „Geist nur peinigt“. Wenn man ihm mit der Frage gekommen wäre: Wo sind deine positiven Vorschläge? so würde er ihnen geantwortet haben: ich will nur den Schutt wegräumen, der mir die Aussicht in Gottes freie Natur trübt, ich will Luft und Licht freies Eindringen gewähren und das Leben wird schon erblühen.

Das ist auch unser Ziel, unser Streben! Laßt euch, ihr Wenigen, die ihr euch nach Luft und Licht sehnt, nicht die Luft durch konventionelle Umzäunung rauben, das Licht nicht durch verschossene Fetzen verdunkeln. Reißt das faul und morsch gewordene Gerüst nieder, entfernt den wertlosen Plunder und dann wird neues, prächtiges und zukunftsreiches Leben erstehen.

Werden wir unser Ziel erreichen? Kohelet meint pessimistisch: „Ich sah die göttliche Natur, welche der Mensch nicht begreifen kann. Was der Mensch erstrebt, kann er nicht finden, selbst der Weise, der es zu erreichen glaubt, wird nicht zu seinem Ziele gelangen.“ . . . .

Hat das Judentum eine Zukunft?*)

Es ist eine Hoffnung für Deine Zukunft. Jeremias. 31, 16.

Das Sukkotfest galt von jeher den Hoffnungen Israels, daß seine Religion aus dem engen Bezirke eines Stammes einer kleinen Gemeinschaft hinaustreten werde, um das Licht der Völker zu werden. An den ersten zehn Tagen des Tischrimonats hatten wir mit unserer seelischen Erneuung zu thun, am Schlußfeste beten wir um Segen, senden wir voll Sorge und doch voll Vertrauen den Blick zu dem, der in der langen Winterszeit sorgen wird für den Bedarf unseres Körpers, erwägen wir unser irdisches Heil; am Hüttenfeste sollen wir, wie schon im Talmud zu lesen ist, die Ideale pflegen der Menschenverbrüderung und der allgemeinen Erleuchtung, sollen wir die Hoffnung wach erhalten, daß einst ein Zelt sich ausbreiten werde, unter dessen schützendem Dache die Menschheit sich einen werde.

Aber viele in der Gegenwart geben nur eine verzagte Antwort auf die Frage: Hat das Judentum eine Zukunft? Viele, deren Herz eng ist, sagen wie einst ein König in Israel: Wenn nur Friede bleibt in meinen Tagen; aber dieser Wunsch ist im Grunde gleichbedeutend mit jenem verwegenen Rufe jener Abenteurer im vorigen Jahrhundert: Nach uns die Sündflut! Wem sein Glaube mehr ist als Urväter Hausrat, von dem er nur aus lieber Gewohnheit nicht gern lassen möchte, der kann sich mit diesem matten Troste nicht begnügen, daß das Judentum nicht gerade für die nächste Zeit auf dem Aussterbeetat stehe, der hofft, daß wie aus der Knospe die Blüte, aus dem Judentum die Weltreligion sich entfalten werde. Nur wird er bescheiden genug sein, der Vorsehung nicht gerade vorzuschreiben, wie sie seinen Wunsch erfüllen soll, aber er wird auch nicht sogleich, wenn hier und da Spuren des Verfalls sich zeigen, den Kopf sinken lassen und die lokale Erscheinung zu einem allgemeinen Gesetze umwandeln.

Ob das Judentum der Gegenwart im Niedergange oder im Aufschwunge begriffen sei, das läßt sich gar nicht so leicht feststellen. Ein Kaufherr, der ein großes Wesen verwaltet, der weit hinaus seine Schiffe sendet, der in fernen Eilanden seine Niederlassungen hat, der kann nicht in jedem Augenblick seine Bilanzen ziehen wie es der kleine Krämer vermag, der seine Waren und seine Kunden in einem engen Kreise zusammen hat; noch schwieriger wird dem Kaufherrn der Ueberblick, wenn er große Summen in fremden Geschäften stecken hat, die dann mit seinem Kapital arbeiten. Der Kaufherr kann an einem Orte große Verluste erleiden und doch im ganzen einen glänzenden Gewinn davontragen. In dieser Lage ist das Judentum; es wäre uns deutschen Juden tief schmerzlich, wenn es mit dem Judentum auf deutschem Boden zu Ende ginge; wir glauben auch vorläufig den Unglückspropheten noch nicht, die eine allgemeine Fahnenflucht bei uns voraussagen, weil einige durch Reichtum und Wohlleben üppig Gewordene auch den geringsten Nadelstich nicht vertragen können und sogleich um jeden Preis, auch um den Preis des Opfers der Ueberzeugung und der Ehre, mit unseren Feinden Frieden schließen.

Aber setzen wir den äußersten, den schlimmsten Fall: das Judentum wäre in Deutschland dem Untergange geweiht; die Blüte jüdischen Wesens war vor einem halben Jahrtausend eine ungleich reichere auf der pyrenäischen Halbinsel als jetzt in Deutschland; es ist damals denselben Mächten, die ihr Vaterland verödet und fast vernichtet haben, auch gelungen, die Juden aus Spanien zu vertreiben; diese Vertreibung war eine der bittersten Stunden im fast zweitausendjährigen Exile Israels. Aber das Judentum hat diesen Stoß überwunden. So würde selbst die Vernichtung des Judentums in einzelnen Staaten, die obendrein sehr unwahrscheinlich ist, nicht das Dasein unserer Religion gefährden, da wir dem Kaufherrn gleichen, der sein Geschäft auf allen Meeren, in allen Landen treibt, da Gott den Fluch zum Segen, die Zerstreuung zu einer Wohlthat gewandelt hat, und wir haben, wenn das materiellen Verhältnissen entlehnte Gleichnis erlaubt ist, auch Kapitalien in fremden Geschäften; war denn das Judentum bisher nur auf sich eingeschränkt? Es ist richtig, wir schicken keine Missionare aus, und wir haben es nie gethan, aber unser heilig Buch ist das Heiligtum von hunderten Millionen, die Gedanken der Bibel sind eingewirkt in die Weltkultur und können nicht herausgezogen werden, ohne das ganze Gewebe zu zerstören, auch die Ideen des nachbiblischen Judentums sind wie befruchtender Tau auf die Saaten des Weltgeistes niedergeträufelt und haben Segen gestiftet. Werden diese Kräfte nicht weiterwirken?

Ernst Renan, der doch wahrlich nicht zu den Gläubigen gehört, nennt die Bibel das große Buch, den Tröster der Menschheit, und vindiziert dem Judentum und der aus ihm entsprossenen Tochterreligion eine „erstaunliche, die Sitten bessernde Kraft", und da sollten wir Israeliten nicht glauben, daß es, mit dem Propheten zu reden, eine Hoffnung giebt für unsere Zukunft.

Ein jüdischer Schriftsteller in England, der ein scharfes Auge für das Judentum der Gegenwart hat, hat jüngst, allerdings mit einigen Einschränkungen, behauptet, daß das Judentum entschieden überall im Niedergange sei und selbst durch die starken Gemeinden Rußlands gehe ein Zug mehr oder weniger häretischen, ketzerischen Geistes. Ja ist denn nicht dieser häretische Geist selbst ein Zeichen des Aufschwungs? Verständige russische Juden erklären, es gebe bei der Verengerung und Verknöcherung des dortigen Judentums nur noch eine Rettung, um zu leben, um nicht in dem Wuste zu ersticken, nämlich sich dem Chaßidismus anzuschließen, jener halbwahnsinnigen Schwärmerei, die in Menschenvergötterung ausartet. Ist da nicht der ketzerische Geist, der weder in toller Schwärmerei noch in religiösem Fanatismus untergehen will, ein Retter in der Not?

Freilich, wer sich damit begnügt, das Judentum müsse gerade in der Form fortbestehen, die ihm paßt, wird leicht Spuren des Niederganges sehen. In einer polnischen Gemeinde könnte einer glauben, es wäre mit dem Judentum aus und zu Ende, wenn die Juden ihre langen Locken und ihre Rockschöße aufgäben; selbst in Deutschland denkt mancher, das Judentum stehe und falle mit dem Almemor in der Mitte

*) cfr. Nr. 37 dies. Bl. die Rubrik „Antworten auf unsere Fragen". Red.

der Synagoge; wer über diese Beispiele lächelt, hat wieder andere religiöse Gewohnheiten, die er mit dem Judentum identisch hält und über die Andere lächeln. Wir verstehen es sehr gut, daß einer sich nicht lossagen kann von den Formen, die ihm lieb geworden sind und die ihm gleichsam mit dem Wesen der Religion sich vereinigt haben. Aber soviel offenen Sinn sollte sich jeder bewahren, um nicht sogleich über Verkümmerung und Niedergang zu lamentieren, wenn einmal die Form sich wandelt.

Es wäre für manche hochverehrte Talmudweise ein wahres Unglück gewesen, wenn sie unter ihren gegenwärtigen Verehrern in Polen und Ungarn gelebt hätten. Wie wäre es z. B. dem edlen und tiefsinnigen Resch Lakisch dort ergangen, der erklärt hat, manchmal ist die Zerstörung der Form ihre Festigung und Begründung. (Menachot 59.) Es ist derselbe Resch Lakisch, der zu dem Verse, der Geist Gottes schwebte über den Fluten, bemerkte, das ist der Geist des Messias. Resch Lakisch löst also die messianische Idee ganz vom Judentum los und hat, wie es scheint, gar nichts dagegen, daß wenn die jüdischen Gedanken sich erfüllen, der jüdische Name zurücktrete.

Es ist oft nur persönliches Mißbehagen, ein rein pathologischer Zustand, wenn einer mit seiner Galle die ganze Welt anschwärzt und verdüstert.

Aber selbst zugegeben, es sei heute ein Niedergang des jüdischen Wesens nicht gegen den geistigen, sittlichen und politischen Zustand von vor hundert Jahren, sondern gegen den vor dreißig und vierzig Jahren bemerkbar — und dies Zugeständnis wird vielleicht den Schwarzsehenden gemacht werden müssen, — wer ist denn so weitsichtig, um zu erkennen, daß dieser Verfall sich fortsetzen wird? Wir wagen zu viel, wenn wir auch nur auf einige Jahrzehnte voraussagen. David Friedländer hat vor hundert Jahren dem Judentum in Deutschland noch gerade zwanzig Jahre Zeit gegeben. Nun, so krank wir deutschen Juden auch sein mögen, wir leben doch noch.

Die Geschichte Israels weist nach, daß in Zeiten des Verfalls einzelne Persönlichkeiten sich erhoben, die dann vielen Geschlechtern zu Führern geworden sind. Die Propheten konnten nicht stolz sein auf ihre Zeitgenossen, die arg sich versündigten. Gerade der Schmerz um dies sittliche Elend weckte die gottbegeisterten Männer, als sie die flammenden Worte sprachen, die heute noch zünden. Wie in dem Feststrauß die mannigfachsten Pflanzen sich zusammenfinden, so giebt es in der Geschichte Israels gesegnete Zeiten, dem Esrog vergleichbar, Zeitalter gewaltigen Strebens, deren Sinnbild die Palme ist, Zeiten, wo nur das Schöne und Liebliche Pflege fand, an die die Myrte uns mahnt, und Zeiten des Verfalls, wie die Weide deutet; sie gehören alle zu dem Plane der Vorsehung; denn der Verfall des Volkes erweckte nicht selten die Kraft und den Eifer des Einzelnen, daß ein die andern hochüberragender Mensch uns tröstet über die Niedrigkeit der Menge.

Und zudem, was kümmern uns soviel die Zeichen außer uns; wer da glaubt, daß das Judentum Wahrheit kündet, der wird nicht daran zweifeln, daß die jüdische Wahrheit wie jede andere Wahrheit zum Siege sich durchringen wird. Wir beten am Feste, daß Gott die verfallene Hütte Davids aufrichten möge. Sehr Viele haben dann sogleich ein Modell zur Hand, wie Gott diese Hütte aufbauen soll; manche bei aller Frömmigkeit schreiben Gott vor, wie er dem Judentum aufhelfen soll; geht es nicht nach ihrem Sinne, so klagen sie über Niedergang. Der Besonnene sieht auch in der Gegenwart die Zeichen, daß Gott die verfallene Hütte Davids nicht sinken läßt. B. R.

Zur Charakteristik Samson Raphael Hirschs.*)

Herr Dr. S. Bernfeld glaubte in Nr. 34 dieser Zeitschrift den großen S. R. Hirsch gegen meine in dem Artikel „Von Hirsch bis Breuer" gegebene Charakteristik verteidigen zu müssen. Ich glaube nicht, daß das nötig war, noch weniger, daß es mit Glück geschehen ist, noch daß Hirschs Charakterbild durch diese Verteidigung gewonnen habe. Vor allem braucht man bei einem journalistisch hingeworfenen Artikel wirklich nicht an Voltaires „Et voilà comme on écrit l'histoire" zu denken. Nicht die von mir angeführten Thatsachen wurden rektifiziert, sondern nur die Schlüsse, die ich gezogen, und die sind nicht Geschichte. Auch gehört Hirsch noch nicht der Geschichte an; der Hügel, der sich über seinem Grabe wölbt, ist noch zu frisch. Wenn die Mitwelt, weil sie mitten im Kampfe der Bestrebungen steht, zum Historiographen sich nicht eignet, so kann die Nachwelt nicht mit dem Augenblick beginnen, wo das Auge eines Kämpfers sich schließt. „Der Tod versöhnt", gewiß; aber der Zeitgenosse ist doch nur ein Mensch, der nicht gleich seine Gefühle meistern kann, weil der Tod Meister geblieben. Der Zeitgenosse wird, selbst wo er den Anspruch erhebt, wissenschaftliche Geschichte zu schreiben, doch nur Beiträge für spätere Geschichtsschreibung liefern. Das weiß jeder, denn das ist selbstverständlich, aus dem Wesen der menschlichen Natur notwendig, folglich kann Voltaires „voilà comme on écrit l'histoire" nicht auf ein zeitgenössisches Essay ein Tadel sein wollen — denn daß ich nicht erst nach dem Tode Hirschs das Licht der Welt erblickte, wird man wohl glauben.

War es also schon aus dem, selbstverständlich relativen, Wert einer journalistischen Federzeichnung nicht nötig, zu einer Ehrenrettung den Bogen des Ulysses zu spannen, so ist andererseits gerade die wirkliche Größe Hirschs Grund genug, es wagen zu dürfen, denselben auch einmal von einem ausgesprochenen perspektivischen Gesichtspunkte erscheinen zu lassen. Von Spinoza sagt Ueberweg: „dem „Heiligen" in ihm ein „Lockenopfer"; seine Paralogismen aber zersetzende Kritik; so wird jeglichem zuteil, was ihm gebührt." Das ist die großartigste Form, in der man wahre Größe ehren kann: nichts vertuschen und nichts beschönigen, „eine Katze einfach eine Katze nennen", und nicht um diesen oder jenen menschlichen Punkt herumgehen, wie diese um den heißen Brei. Wenn ich jemand als wahre Größe, nicht als künstlich aufgebauschte, oberflächlich galvanisierte, verehre, dann trete ich kühn mit dem Prüfstein der Kritik hinan. Manches erscheint dann wohl als minderwertig, aber das, was die wahre Größe ausmacht, bleibt in seinem unveränderlichen Werte. In der Kühnheit, mit der ich den Menschen in Hirsch entschleierte, liegt das Vertrauen, daß ein Hirsch eine solche Behandlung vertragen kann, ohne von seiner Höhe gezerrt zu werden. Das

*) Diese Erwiderung liegt bei uns schon seit vier Wochen. Red.

Gegenteil davon, ein leises Hin- und Herbetasten, ein zaghaftes Anfassen, ein schüchternes Auspolieren und Auffärben der von der Kritik bloßgelegten Naturfarbe, ist ein Mangel an Vertrauen und ein zweifelhafter Freundschaftsdienst.

Worin lag nun die wahre Größe und Bedeutung Hirschs? Dr. Bernfeld sagt: „Die Bedeutung S. R. Hirschs besteht eben darin, daß er kein Herdenmensch gewesen, sondern ein Original und eine selbständige Natur.“ Ich glaube nicht, daß die Nietzsche'sche Phrase vom „Herdenmenschen“ zur negativen Charakteristik Hirschs geeignet ist. Nietzsches „Uebermensch“ will von der „Herde“ nichts wissen, er hat seine Gedanken und Gefühle für sich allein, er fühlt es als Beleidigung, wenn die „Herde“ sich anmaßen will, die Gedanken und Gefühle des „Uebermenschen“ sich anzueignen. Wer aber, wie Hirsch, nicht für sich, sondern nur im Hinblick auf die „Herde“ gedacht und gefühlt hat; wer das ganze Judentum in die Uniform der Orthodoxie zu kleiden sich bemühte; wer nicht als einsamer Mensch unter den Brüdern wandelt, sondern an der Spitze als Führer, als Lehrer, als Feldherr, sie in dem Kampfe hinreißend, zum Siege begeisternd: der steht nicht im Gegensatz zum Herdenmenschen, der gehört mit zur Herde, der fühlt sich, — und das ist sein Stolz! — zur Herde gehörig. Wie sollte auch ein **Rabbiner**, ein Priester der von Nietzsche so viel verhöhnten „Sklaven-Moral“ des Judentums, sich über die Herde erheben? Nein, nicht das war seine Größe, daß Hirsch „kein Herdenmensch gewesen“, sondern im Gegenteil, daß er die Herde zu organisieren verstand, daß er sich in die Seele der Herde hineinzuleben vermochte und aus dieser Versenkung in das Seelenleben der „Herde“ heraus Gedanken darzustellen und Institutionen zu schaffen verstand, welche den Bedürfnissen des Gemeinwesens, an dessen Spitze er stand, adäquat waren und ein festes Band um die „Herde“ bildeten.

Das ist der Kern seiner Bedeutung, die Organisation der orthodoxen Elemente in Frankfurt, das ist das eigentliche Werk seines Lebens, das ist das „Monument, dauernder als Erz“, das er sich in der Geschichte gesetzt hat.

Diese Organisation war kein leichtes und kein kleines Werk. Man kann sich die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, gar nicht groß genug vorstellen, u. z. gerade darum, weil die Patrizier-Elemente der Orthodoxen das Material bildeten, denen Hirsch die geniale Form zu geben hatte. Frankfurt ist **Frankfurt**: es hat die Fehler seiner einzig gearteten Größe. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen, und Hirsch hatte es, als er nach Frankfurt kam, mit lauter „hohen Herren“ zu thun. Sein Publikum vereinigte in sich Aristokratie des Geldes, Aristokratie des Geistes und Aristokratie der Religiosität. Diese ungefügigen Köpfe unter **einen** Hut zu bringen — dazu gehört einerseits die ganze Riesen-Energie Hirschs, und andererseits der unerschöpfliche Reichtum an Geist, an Gedanken, an Beredtsamkeit, an schriftstellerischer Eigenart, womit Hirsch aus der Hand der Vorsehung so verschwenderisch ausgestattet worden. Ja, es gehörte dazu auch die ganze Aristokratie, die in Hirschs Wesen und Eigentümlichkeit selbst lag. Herr Rabbiner Dr. J. Hildesheimer, ein Mann, der die höchste Verehrung verdient, der an natürlicher Herzensgüte, ehe er unter dem Pantoffel einiger seiner Berliner Mitarbeiter- und Schüler stand, ich möchte sagen: ehe er „verberlinerte“, von keinem Menschen erreicht, geschweige übertroffen werden konnte; der in der Organisation der Berliner Orthodoxie seine Größe verewigt hat: in **Frankfurt** hätte er Fiasko gemacht. Er ist eben nicht Patrizier genug für Frankfurt — vielleicht auch zu reich gewesen, denn in Geld-Aristokratie will der Frankfurter in seinem Rabbiner keinen Gleichgestellten, oder gar Höheren ästimieren. Für die Organisation der Frankfurter Orthodoxie, d. h. in der Zeit vor dreißig Jahren, als deren Elemente noch ein Chaos, oder höchstens ein Agregat bildeten, war Hirsch geradezu der einzige Mann, der Mann der Prädestination. In ihm, und nur in ihm, vereinigte sich alles, was zu diesem Werke nötig war. Aber das ist auch seine wahre Größe, seine eigentliche Bedeutung. Alles, was Hirsch sonst war und leistete, muß mit diesem Maßstabe gemessen werden, muß als Glied in der langen Kette der Mittel zu diesem großen Zwecke Beurteilung finden. Dann wird alles begreiflich und infolgedessen nicht nur verzeihlich — tout comprendre c'est tout pardonner — sondern auch gehoben. Man könnte sagen: das ist der Maßstab der „Liebe“, unter dem die „sedonoth“ nicht nur „schegagoth“ sondern „sechioth“ werden. Was verschlägt es denn, daß seine Exegese keinen **wissenschaftlichen** Wert hat? Sie war gar nicht für die Wissenschaft, sondern für die — Adaß Jeschurun! Daß Hirsch so manche Einrichtungen traf, die nicht dem Wortlaut des Schulchan-Aruch entsprach, geschah gewiß nicht aus Renitenz oder gar Geringschätzung dieser Autorität — nicht weil Hirsch, wie Herr Dr. B. sagt, „in seiner orthodoxen Anschauung den Schulchan-Aruch im großen und ganzen mit in den Kauf zu nehmen verstand“ — sondern gerade im Gegenteil, vom Standpunkte absoluter Unterwerfung unter diese Autorität, indem durch Dialektik und Interpretation das Resultat erzielt wurde, daß unter den gegebenen Umständen eben vom Schulchan-Aruch-Standpunkte aus so und nicht anders entschieden werden mußte. Das ist ja doch auf dem Gebiete der rabbinischen Kasuistik etwas ganz gewöhnliches. Hat ja, nach Anerkennung des Talmud, schon Elijahu auf dem Berge Karmel gegen das biblische Verbot, auf der „Bama“ geopfert, weil **die Stunde es erforderte** (Horaath schaa); hat ja Hillel das biblische „Schulden-Erlaß-Gesetz“ durch die „Prosboule“-Einrichtung gleichsam aufgehoben, aber auf Grundlage des dementsprechend interpretierten Bibelwortes. Das Große unserer ganzen rabbinischen Kasuistik besteht eben darin, daß sie den Grundsatz hatte: koach di hetera adif, daß sie nicht dazu mißbraucht wurde, um die Ketten des Fanatismus fester zu schmieden, sondern im Gegenteile, um Forderungen der Zeitverhältnisse mit dem Religionsgesetze in Uebereinstimmung zu bringen. Darin ist Hirsch nur das Glied einer Kette, die über Esra (s. Joma 69b) und Elijahu ins biblische Altertum zurückreicht. Von einem Vorwurf, der Hirsch gemacht werden sollte, kann hier gar keine Rede sein. Meine Darstellung enthält auch nicht die leiseste Spur eines Vorwurfes, vielmehr zollt sie dem Hirsch'schen Genius, der einerseits ein klares Auge für die eigentümlichen Forderungen und Bedürfnisse seines Wirkungskreises hatte und andererseits gegen die sonst herrschende An-

schauung es verstand zu zeigen, daß diese Forderungen und Bedürfnisse vom Standpunkte des jüdischen Religionsgesetzes nicht nur gestattet, sondern geradezu postuliert seien — ich sage: diesen klaren Blick und dieser Kraft des Verstandes zollte meine Darstellung die gebührende Bewunderung. Wer Hirsch, so wie ich, gekannt hat, der weiß, in wie hohem Grade er diese Bewunderung verdiente; der weiß aber auch, daß es eine vollständige Verkennung, wenn nicht sogar Beleidigung der Hirsch'schen Gesinnung wäre, wenn man sein Verhältnis zum Schulchan-Aruch als ein so loses, so indifferentes, als ein Verhältnis der Herablassung darstellen wollte, wie das von Herrn Dr. Bernfeld geschieht.

Darum sage ich: Die von Herrn Dr. Bernfeld beabsichtigte Ehrenrettung Hirsch's ist keine glückliche zu nennen. Nein, Hirsch war durch und durch ein Schulchan-Aruch-Rabbiner! Ebenso ist seine Exegese keine „wissenschaftliche Schrulle", wie Herr Dr. B. sie nennt, sondern von der größten praktischen Bedeutung in Hirschs Lebenswerk, in der Organisation der Adaß-Jeschurun-Gemeinde. Es war unbedingt von praktischer Notwendigkeit, daß Hirsch, der auch das Oberhaupt eines akademisch-gebildeten Realschul-Lehrer-Kollegiums war, zu den bibelexegetischen Thesen Stellung nahm und sich mit denselben auseinandersetzte. Welche ungeheure Energie gehört aber dazu, die schlimmsten Feinde: die vergleichende Sprachforschung, sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß man dekretiert: Das Hebräische aus dem Hebräischen! Und das Geniale dieses Schachzuges wird noch erhöht, wenn man bedenkt, wie bequem dies für Hirsch war, der dadurch der Notwendigkeit überhoben wurde, sich mit den übrigen semitischen Sprachen abzugeben. Aber alles dies ist ja nur Nebensache; die Hauptsache bleibt das Ziel, die Absicht, das Motiv, das ihn zur Bibel-Exegese drängte, und das war wiederum sein geniales Organisations-Talent, das waren eben die kritischen Triebe der Bildungsgrade der Frankfurter Patrizier-Orthodoxie. — Sollte ich mich irren, wenn ich annehme, Herr Dr. Bernfeld habe den seligen S. R. Hirsch nicht persönlich gekannt, und habe auch die hiesigen Verhätnisse nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt? Denn wenn in Berlin „es der Gemeindeverwaltung wenig ernst ist mit den orthodoxen Einrichtungen", so ist das hier in Frankfurt nicht der Fall: die unter Herrn Rabbiner Dr. Horovitz stehenden orthodoxen Einrichtungen der Hauptgemeinde sind geradezu mustergiltig, ja vielleicht zuverlässiger als die der „Adaß Jeschurun".

Wenn Herr Dr. B. sagt, Separatgemeinden seien nicht schädlich, so gilt das doch nur unter der Voraussetzung, daß die Separatgemeinden keine zelotische Tendenz haben, daß sie von Fanatismus und Verketzerung Andersgesinnter frei sind. Ob dies bei einer Gemeinde der Fall ist, welche behauptet, es sei Sünde, Mitglied der Hauptgemeinde zu sein, weil diese auch Orgel unterhält und man müsse im Tode auf einem Separat-Friedhof beerdigt sein?

M.

Gemeindebilder.

Hamburg aus der Vogelperspektive.

I.

Für unsere Mitbürger von der anderen Konfession, die an einem keimenden Antisemitismus leiden, weil sie sich durch unsere Widersacher haben „belehren" lassen, daß der Jude international sei, daß er überall außerhalb — Palästinas ein Fremdling bleibe, daß er sich mit dem Volke, unter dem er lebe, nicht assimilieren wolle noch könne, — für diese unsere Mitbürger, die noch einer Belehrung in gegenteiligem Sinne zugänglich sind, giebt es nur ein probates Mittel, das sie dauernd heilen könnte: Reisen, — Reisen und Beobachten.

Als erste Station würde ich Hamburg vorschlagen. Diese unsere bedeutendste Handels- und Seestadt, die durch ihre geographische Lage und exotischen Beziehungen für den Geist der Internationalität gleichsam prädisponiert scheint, weist inmitten seiner Bewohner einen Lokalpatriotismus auf, der geradezu bewundernswert ist. Der Hamburger kennt nur sein Hamburg; außerhalb seiner Heimatstadt ist ihm einerseits alles Wasser, andererseits alles — Luft.

Diesen Zug zeigt der Hamburger Bürger im allgemeinen und der jüdische Hamburger im besonderen. Diesen Zug zeigt noch mehr das Wesen und Walten der dortigen jüdischen Gemeinde.

Unbekümmert um die Schablone, die hierzulande für die Begriffe Konservatismus und Liberalismus in religiöser Beziehung geprägt wurden, gehen die Vertreter beider Richtungen in Hamburg ihre eigenen Wege. Eine Weltstadt von Rang und eine jüdische Bevölkerung von Regsamkeit, erinnern die beiden jüdisch-religiösen Parteien Hamburgs dennoch an vergangene Zeiten. Die Orthodoxie verhetzt nicht und verketzert nicht, sie hat aber auch keine Lackstiefel noch Glacehandschuhe an, denn sie strebt nicht nach Salonfähigkeit; sie heischt keine Konzessionen und gewährt keine Konzessionen, denn sie geizt nicht nach dem Lächeln der Andersgesinnten; sie zeigt im ganzen den vornehmen, in und durch sich zufriedenen Zug, dem man nur noch in den angesehensten jüdischen Gemeinden Halbasiens begegnen kann.

Einen Zug der selbstzufriedenen und selbstbewußten Stabilität nimmt man auch an der sogenannten reformierten Gemeinde wahr. Während die meisten fortschrittlichen Gemeinden wiederholt ihr Aeußeres gewechselt, während beispielsweise die Reformgemeinde in Berlin mit jedem einflußreichen neuen Prediger ein neues Gebet- und Religionsbuch bekommen hat, steht die „Tempel-Gemeinde" in Hamburg noch so, wie sie vor fast acht Jahrzehnten gewesen, hat sie nichts hinzugethan und nichts hinweggenommen — ein Bild des freisinnigen Konservatismus. Jede dieser religiösen Parteien gleicht einer stolzen alten Burg, die stark durch sich und gefestigt in sich; gleicht — um in Hamburg zu bleiben — dem Bilde, das jede Straße in der Altstadt bietet. Dort kann man häufig neben einem prachtstrotzenden, etagenreichen Neubau ein zum Entzücken unmodernes und zum Entsetzen baufälliges Häuslein wahrnehmen, und man gewinnt den Eindruck, daß den Inhaber des einen Hauses der Besitz des Nachbarn nicht im geringsten

töre. Es lebt eben jeder nach seinem Geschmack und sieht mehr in sich, als um sich.

Was fragt die Hamburger Orthodoxie darnach, daß ihre religiöse Idee in der Praxis und durch die Praxis eine Umwertung erfahren, daß man z. B. anderswo als orthodox gelten kann mit „treferem" Herzen und „koscherem" Munde? Sie lebt, wie die Altvorderen gelebt haben; sie kennt keine Romantik und keine Schönrednerei, keine Jongleurstückchen und keine Heuchelei. Das „trefene" Herz zeigt auch einen gleich unwerten Mund, der „koschere" Mund ein gleichwertiges Herz.

Und was fragen die Hamburger Tempelvereinler darnach, daß der Begriff „Reform des Judentums" eine Mißdeutung erlitten, daß es z. B. anderswo genügt, Ignorant in hebraicis zu sein und für Entjudaisierung unserer Kultuseinrichtungen einzutreten, um als Reformheld angesehen zu werden? Sie leben, wie ihre Vorfahren gelebt; sie verstehen unter Reform des Judentums eine Ausgestaltung des Gottesdienstes im Geiste der jüdischen Lehre und nach dem Herzen ihrer unterrichteten Bekenner. Man sieht, daß das eine spezifisch hamburgische Eigenart ist und daß diese Stadt auch außerhalb jenes partei-religiösen Zollgebietes liegt, das in der Gegenwart abgegrenzt worden ist.

Wer und wie die Männer sind, welche diese Eigenart nähren und pflegen, das soll in den folgenden Zeilen dargethan werden.

Die Situation in Oesterreich.

Man hat die Werbekraft des Antisemitismus allezeit erheblich unterschätzt. Wer aber angesichts der Vorgänge in Oesterreich noch immer nicht die Größe der Gefahr für die österreichischen Juden erkennen will, der hört eben selbst Kanonendonner nicht und muß aufs Fühlen warten. Früher oder später kommt er dazu.

Der Antisemitismus eilt von Sieg zu Sieg. Wien ist in seinen Händen, die Alpenländer hat er fast ohne Widerrede besetzt. Etwas schwerer wird ihm der Weg nach Norden. Aber schon hat er in Mähren Stationen errichtet, und die liberale Partei daselbst beginnt in Hinsicht auf den Judenpunkt bedenklich zugänglich zu werden. Zwischen Wien-Mähren und einem zweiten Herd des Antisemitismus, Nordböhmen-Sachsen, liegt Süd- und Mittelböhmen. Es ist kein Zweifel, — und nur eine Frage der Zeit, — daß auch hier der Antisemitismus festen Fuß fassen wird. Man darf sich in dieser sicheren Voraussicht durch so rein lokale und auf den Aussterbe-Etat gesetzte Vorfälle, wie der Empfang Dr. Luegers in Budweis, nicht beirren lassen. Die Geschichte des Antisemitismus, sein etappenweises Vordringen, sollte uns die Dinge lieber schwärzer als rosiger sehen lassen. Der Tag wird kommen, — und er ist nicht fern, — wo der Antisemitismus die Majorität des österreichischen Deutschtums auf seiner Seite haben wird. Und die anderen Nationen? Wer auf diese vertraut, hat auf Sand gebaut. Man kennt die Judenfreundlichkeit der Czechen und der Polen, von denen die ersteren den Juden immer in einem Atem mit den Deutschen nennen, was auf einen sehr geringen Grad von Liebe hinweist, und die letzteren das System des heimlichen Antisemitismus, den „Asemitismus" erfunden haben.

Nun giebt es Juden, welche wohl das Wachsen des Antisemitismus zugeben, aber nicht einsehen können, was er eigentlich schade. „Jedem Tierchen sein Plaisierchen," meinen sie. Man müsse eben den Antisemiten ihre Passion lassen, die sich im Lärmmachen erschöpfe, sonst aber keinen Schaden stifte. Die so sprechen, gehören eben zu jenen, die's noch nicht zu fühlen bekamen oder eine zu dicke Haut besitzen, um es zu fühlen. Aber es giebt auch Juden, die geneigt sind, Ohrfeigen für Ohrfeigen zu halten, besonders wenn sie täglich solche einstecken müssen.

Man sehe sich einmal an, welche Verheerungen blos der Uebergang der Stadtverwaltung in antisemitische Hände in Wien angerichtet hat. Es sei hier von den Chikanen und Beleidigungen abgesehen, wiewohl diese für bessere Menschen mindestens ebenso schwer erträglich, als materielle Leiden sind. Es sei demnach z. B. davon abgesehen, daß man der Talmud-Thora-Schule ein notwendiges Unterrichtszimmer, der jüdisch-akademischen Lesehalle den Turnsaal, beide in städtischen Schulgebäuden, verweigerte, daß sich die jüdischen Stadtväter gefallen lassen müssen, sich von mehr als neunzig antisemitischen Kollegen mit „Jud'!" und „Halt's Maul, Jud'!" apostrophieren zu lassen, daß Juden in den Straßen wörtlichen und thätlichen Attacken ausgesetzt sind. Blos auf die ökonomischen Schädigungen durch den Antisemitismus sei nachdrücklich verwiesen. Man höre die Klagen derjenigen jüdischen Geschäftsleute, welche in den wenige Juden zählenden Bezirken Wiens wohnen und daher von christlicher Kundschaft abhängen. Sollen sie alle in den jüdischen Stadtteil — die Leopoldstadt — übersiedeln? Ein Geschäft ist keine Topfpflanze, die man nach Belieben versetzt, und dann, da sie alle Kaufleute sind, so wäre die Konkurrenz eine unerträgliche. Es giebt keine Statistik darüber, und kann keine geben, wie viele jüdische Handelsleute durch die antisemitische Bewegung in den Bankerott, ins Elend und dadurch in frühzeitigen Tod getrieben wurden. Aber sie zählen sicherlich nach Hunderten, und es werden deren immer mehr werden. Denn nun, da die Antisemiten die Gemeinde-Verwaltung in ihre Hände bekommen haben, verfügen sie über eine ganze Menge neuer Mittel, um die jüdischen Kaufleute wirtschaftlich zu schädigen. Sie können bei gewerblichen Konzessionserteilungen, bei Steuerbemessungen, Einbürgerungen u. s. w. ganz empfindliche Schläge austeilen und sie haben auch wirklich, trotz der Kürze ihres Regimes, schon Gelegenheit genommen, es zu thun.

Noch trauriger als dem Handelsstande spielt der Antisemitismus den Leuten mit, die von der Hand in den Mund leben, den Aermsten der Armen, den Hausierern aller Kategorien. Gegen diese lassen die Gemeindegewaltigen ein Heer von Hindernissen los, und rüsten sich nun auch dazu, den Armseligen ihre kärgliche Existenz gesetzlich zu verbieten. Von Staatswegen geht es vorläufig noch nicht, — es wird für ein den Hausierhandel aufhebendes Staatsgesetz agitiert —, so begnügen sie sich damit, ihren Willen für den Bereich von Wien durchzusetzen. Soeben hat ein antisemitischer Gemeinderat beantragt, den Hausierhandel für das ganze Gemeindegebiet abzuschaffen und vom 1. Januar 1897 ab keine Hausier-

bewilligung mehr zu erteilen. Dabei nützt es den Juden blutwenig, daß es verschiedene Spezies der Antisemiten giebt, die sich gegenseitig über die Interpretation des Antisemitismus in den Haaren liegen. Wenn es zum physischen und sinnbildlichen Hauen kommt, dann sind sie einig alle — die „dummen Kerle von Wien".

Was aber Wien recht ist, wird bald dem Lande Nieder-Oesterreich, das von der nächsten Winter-Saison ab einen antisemitischen Landtag, — das erste ausgesprochen antisemitische Parlament der Welt — besitzen wird, billig sein. Und vom Land zum Reich ist nur ein Schritt. Die ersten Landtagswahlen, die schlesischen, haben antisemitische Erfolge gebracht, in Mähren ist der Liberalismus selbst antisemitisch durchwühlt, die Regierung hat den stark antisemitisch gewürzten Katholikentag in Salzburg und den Bauerntag in Wien*) offiziell und freundlich begrüßt, die fünfte Reichsrats-Kurie, welche in einigen Monaten zum ersten Male an die Urne tritt, wird eine ganze Reihe neuer klerikal-antisemitischer und christlich-sozialer Abgeordneter ins Reichsparlament bringen, — eine unabsehbare Ausdehnung des Wiener Systems auf das übrige Oesterreich steht also bevor.

Im ganzen und großen sehen nun auch alle österreichischen Juden — bis auf wenige Ausnahmen, von denen oben die Rede war, — die Gefahr ein, in der sie schweben, und denken über die Mittel nach, welche Rettung bedeuten würden. Es kommen da viele und weit auseinandergehende Ansichten zum Vorschein, eine ganze Skala, angefangen von der jüngst vorgeschlagenen Lösung durch den „Judenstaat" bis zu den ältesten Theorieen von radikaler Assimilation durch Taufe und Mischehe und von der Erlösung durch die Sozialdemokratie. Natürlich sind es die in der Mitte gelegenen Ansichten, welche die meisten Anhänger zählen. Aber auch diese gemäßigten — wenn in der augenblicklichen Stimmung von Mäßigung die Rede sein kann — Anschauungen sind ihrer Natur nach recht verschieden von einander. Unentwegtes Ausharren bei der Deutsch-liberalen Partei ist noch immer der Rat der Einen, Abstinenzpolitik oder, in aktiver Form, Bildung einer eigenen jüdischen Partei ist der Heeresruf der Anderen. Augenblicklich machen die Letzteren viel von sich reden. Sie haben in Brünn — man denke: in der bisher, was Judentum betrifft, vollkommen indifferenten Fabrikantenstadt Brünn — und in Brüx (also Böhmen!) große Erfolge aufzuweisen. Ihre Agitation geht von zwei Stellen aus, einerseits von der national-jüdischen Studentenschaft Wiens, die dabei vielleicht an weitere Ziele denkt, und andererseits von Dr. Bloch, der die Emanzipierung der österreichischen Juden von den verschiedenen Parteien, so besonders der Liberalen und den Zusammenschluß zu einer besonderen Partei sehr energisch verficht.

Nun, man mag über den Nutzen einer solchen jüdisch-politischen Partei diese oder jene Gedanken haben, jedenfalls ist der Umstand, daß die gegen ihr Judentum bisher gleichgiltigsten Juden der Welt, die österreichischen, wieder einiges Interesse daran zu nehmen beginnen, erfreulich und ein Trost in diesen traurigen Zeitläuften. Austriacus.

*) Sehr gut bemerkt die anti-christlich-soziale Schönererianische „Ostdeutsche Rundschau", daß der Bauerntag auch zu dem Zwecke inszeniert worden sei, um den Friedensschluß zwischen Lueger und dem niederösterreichischen Statthalter Kielmannsegg zu verkündigen.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 16. September.

— **Eine antisemitische Erfindung** ist die auch von uns reproduzierte Nachricht aus Neuenahr, nach welcher „die jüdischen Badegäste" die Bade-Direktion ersucht haben sollen, bei der Morgenmusik den einleitenden Choral fortzulassen, weil dieser „sie störe". Da wir den antisemitischen Ursprung dieser Nachricht nicht kannten und ihr auch in nationalliberalen Blättern begegneten, nahmen wir an, daß an der Geschichte wenigstens etwas wahr sein müsse, daß vielleicht ein jüdischer Badegast den sonderbaren Wunsch geäußert haben könne, und tadelten dieses Verlangen. Zu unserer Freunde können wir mitteilen, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort ist; sie ist eine plumpe antisemitische Erfindung, die sich unsere Gegner nicht einmal patentieren lassen können, da ein gleicher Spuk schon vor Jahren durch die gegnerische Presse gegangen ist.

— **„Taschlich" am Jom kippur.** Dem hiesigen antisemitischen Hauptorgan wird aus Frankfurt a. M. eine ganz entsetzliche Geschichte mitgeteilt. Dortselbst soll man am Donnerstag-Nachmittag (also am Jom kippur!!) „Massenpilger von Hebräern der Finanzmetropole nach dem hafenreichen Mainstrom" haben wandern sehen. Der Korrespondent des Blattes weiß auch, weshalb die „Hebräer" nach dem Mainstrom gewandert. Nicht etwa, um in der Pause des Fasttages sich an der milden Luft am Main ein wenig zu erholen — Oßer, sagt — Bachler, sondern: „Galt es doch die alten Sünden abzuschütteln!" Und der Korrespondent erläutert seinen Lehrsatz bereitwillig dahin: „Der alte Brauch dieser fraglichen Wirkung besagt nämlich, daß hier jedem Juden die Jahressünden nach Neujahr vergeben werden, wenn er sie am Versöhnungstage bekundet, zu Papier bringt, das letztere zusammenwickelt und in den Main wirft. Die Juden befolgten diese Lehre und thaten also; meistens um sich blickend, um nicht gesehen zu werden, knitterten sie ihre Papierchen mit dem darauf notierten Sündenregister zusammen und warfen sie in die Fluten." — Also am Jom kippur schreiben die Frankfurter Juden ihre Sünden auf einen Zettel und werfen ihn und sie in den Main. Das ist nicht schön von ihnen! Recht nett dagegen ist es von unseren Antisemiten, daß sie nicht zu einer gleichen Prozedur greifen, denn sie würden leicht den Main vergiften.

— **Die Kolonisation Palästinas** wird von geschäftskundigen Zionisten und arglosen Privaten in unsren Großstädten, besonders in Berlin, eifrig gefördert. Wer an dem Gedeihen der Kolonien oder an dem Segen, den die Kolonisation der Gesamtjudenheit bringen soll, zweifelt, der ist, nach dem Bannfluche unserer Zionisten, wert, daß „seine Zunge an dem Gaumen klebe", ohne daß sie von einem Tropfen des in Treptow ausgestellten „Palästina-Weines" benetzt werde. Den Zionisten ebenso ungelegen wie den Antizionisten gelegen kommt ein Stimmungsbericht aus Palästina, den das soeben in Warschau erschienene hebräische Jahrbuch „Achiassaf" von Herrn Josua

Eisenstadt — wie uns gesagt wird, steht Herr E. dem Arbeitsausschuß des Kolonisations-Komitees vor — in Jaffa erhält und trotz der kolonisations- und zionsfreundlichen Tendenz des Jahrbuchs wörtlich zum Abdruck bringt. Wir lassen den Bericht in freier, aber sinngetreuer Uebersetzung im Auszuge folgen:

Sie hatten die Güte, mich um einen Bericht über den Stand der Kolonien in Palästina zu ersuchen. Es wäre mir natürlich angenehm, Verkünder einer Freudenbotschaft zu sein, der den Lesern frohe Kunde übermittelt, vollends jetzt, da die Freunde Zions triumphieren, der Gedanke der Kolonisation zu siegen scheint. Allein ich bin nicht in der Lage, einen rosigen Bericht zu entwerfen, vielmehr muß ich mit dem unglücklichen Propheten, der die Niederlage seines Volkes und die Verwüstung seines Landes erlebte, ausrufen: „Wer mir doch Unterstatt in der Wüste gewährte, damit ich mein Volk verlasse!“ Es blutet mir das Herz wegen dreier Sünden der Kolonien, die eine Fäulnis der Verhältnisse verursachen:

a) Schnorrerei, b) Auflehnung gegen jede Kritik und c) schlechte Erziehung der Jugend.

a), Bettelsucht, hat sich der Kolonien in entsetzlicher Weise bemächtigt. Gar viele Kolonisten gelüsten nach Almosen — oft auch solche, die ihrer nicht bedürfen. Leute, die ihre Kinder nach der neuesten Mode kleiden, die eine Dienerschaft halten und großartig wohnen, strecken die Hand aus und betteln. Kurz, die Meisten setzen alle Hebel in Bewegung, um etwas zu bekommen. Der Unterschied ist nur in der Form: der eine bittet um ein Almosen, der andere um ein Darlehen; der eine bittet, der andere droht. Diesem Hauptübel entspringen mehrere Zweigübel, die ich zum Teil andeuten möchte. Es sind: 1. Faulheit, 2. Heuchelei, 3. Verschwendungssucht. ad 1. Gar viele Arbeiten könnten die Kolonisten selbst verrichten und setzen dennoch fremde Hände in Thätigkeit. Ja die Selbsttäuschung der Arbeitgeber geht so weit, daß sie sich allen Ernstes einreden, dies oder jenes nicht selbst bewerkstelligen zu können. Während Frau und Tochter des deutschen Kolonisten ihre Hausgärten selbst bearbeiten, thun es die jüdischen Damen, deren Männer Unterstützung erhalten, nicht. ad 2. Heuchelei ist ebenfalls eine Konsequenz des Schnorrertums, denn die Empfänger müssen selig werden nach der Façon des Gebers. ad 3. Der Hang zum Luxus vollends ist derartig, daß ich über ihn nicht sprechen mag. Es genügt, wenn ich sage, daß wenn jemand, der die Kolonien vor Jahren gesehen, sie jetzt wieder besuchen würde, er sicherlich händeringend ausrufen wird: Sind dies die Dörfler und jüdischen Bauern, die wir großziehen wollen?

b) Das zweite Hauptübel, die Abneigung gegen jede Kritik ist nirgends so groß wie hier. Versuche nur jemand eine Kritik zu schreiben, einen Fehler an irgend einem Dinge, in irgend einer Institution aufzudecken — sei es auch in der mildesten Form — gleich wird er zum Nörgler, Unfriedenstifter und Anarchisten gestempelt oder mit dem größten Schimpfwort belegt — als „Journalist“ bezeichnet. Eine Folge dieser Verwerfung jeder Kritik ist Unterdrückung und Tyrannei von Oben, Mißtrauen und Menschenhaß von Unten.

Unter c) tadelt Herr Eisenstadt die falsche Erziehung, die Verbildung, die den Kindern zuteil wird und zur Verachtung des Landlebens und zur Abwendung vom jüdischen Geiste führt. Er schließt seinen Brief nicht ohne Resignation:

Jedoch wem sage ich dies? Weshalb erhebe ich in der Wüste meine Stimme? Hört mich denn jemand? Ach — ich habe es ausgesprochen und es ist mir leichter worden . . .

Vielleicht trägt die Reproduktion dieses Berichtes eines glaubwürdigen Zeugen und wohlmeinenden Warners zur Ernüchterung der vom pp. Weine berauschten Gemüter das Seine bei.

Feuilleton.

Der Schadchen in unserer belletristischen Litteratur.

Die Liebe ist der Hauptgegenstand aller Poesie, auch der modernen Roman-Litteratur, und zwar sind es die Schwierigkeiten und Hindernisse, die die realen Verhältnisse der Neigung zweier jugendlichen Herzen entgegentürmen, was das Interesse des Lesers in äußerste Spannung versetzt. Diese Schwierigkeiten und Hindernisse sind gewöhnlich Unterschiede des Standes, wie bei Ferdinand v. Walter und Louise Miller, oder Feindseligkeit der Familien, wie bei Romeo und Julia u. s. w. — Im jüdischen „Volksleben“ konzentrieren sich alle diese Schwierigkeiten in die historische Macht der sozialen Persönlichkeit: „Schadchen“, (Heiratsvermittler)! Der Vater ist ein praktischer Kaufmann und vorsorglicher Papa, der nicht gewohnt ist, die Katze im Sack zu kaufen, und der das Glück seines geliebten Kindes, für welches er gesorgt, gearbeitet und gespart hat, nicht der Unberechenbarkeit einer „blinden“ Macht, wie die Liebe ist, anvertrauen möchte. Die Mutter ist eine ehrbare Frau, die die Jagd nach dem Bräutigam durch die Künste der Koketterie und sündiger Liebeleien nimmermehr als die beste Einleitung für die heilige Ehe ansehen kann. Vaters und Mutters Ideal ist daher der „Schadchen“, der kontrollierbare Zahlen und Daten vorlegt, auf Grund deren man dann der Liebe Gelegenheit geben kann, sich einzufinden.

Ja, der vielverlästerte, bespöttelte und verachtete „Schadchen“ teilt das Los der allgemeinen Ungleichheit und Ungerechtigkeit auf Erden: „Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen“. Haben zwei Kabinette eine Ehe zwischen zwei gekrönten Familien zustande gebracht, dann ist das eine patriotische That und es regnet Auszeichnungen und Ordensverleihungen. Hat ein überschuldeter Lieutenant seine „Liebe“ der Tochter des Geheimen Kommerzienrats X. zu Füßen gelegt, und der vielfache Millionär weigert sich, einen Schwiegersohn zu erwerben, der kein anderes Anrecht auf diesen Posten hat, als seine Schulden: da schreit die patriotische Bürgerschaft, deren Neid dem Geh.Kom.-Rat den verschwenderischen Lebemann als Schwiegersohn von ganzem Herzen gönnen würde, Zeter und Mordio über die unpatriotische Haltung des nüchternen Geldsacks. „Wenn die Tochter des Geh. Kom.-Rat X. nicht einen armen Lieutenant heiraten soll: wer denn?“ — Da spielt alles andere eine Rolle, nur nicht die so viel besungene, göttliche Liebe. Aber wenn der arme Schadchen die Berechnung macht: „Frl. Johanna Levi und Herr Abraham Kohn dürften zu einander passen“ — dann ist das eine Tempel-Schändung, eine Entweihung des Heiligtums der Liebe! — Nun, es ist einmal so in der Welt, die Liebe lebt mit der Konvenienz und mit dem Schadchen auf gespanntem Fuße, und wenn die Liebe über die Konvenienz den Sieg davon trägt, oder dem „Schadchen“ ein Schnippchen schlägt, — dann ist das immer ein Herzensgaudium. —

Der erste, der diese Entdeckung auf dem Gebiete des jüdisch-gesellschaftlichen Lebens gemacht und den Sieg der Liebe über den „Schadchen“ in einigen Erzählungen mit köstlichstem Humor geschildert hat, das war der „Onkel Jonas“ von Siegmund Cronbach (Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin). In „Kohn und Cohen“ und „Verlorne Schadchenmüh“ — zwei Perlen schalkhafter Erzählungskunst — genießen wir den Reiz solcher Situationen, wo der „Schadchen“ und seine Klienten den Schaden haben und nicht für den Spott zu sorgen brauchen.

„Onkel Jonas“ hat aber auch Schule gemacht, und als einer seiner würdigsten Jünger erweist sich Herr M. Ries in

der Humoreske: „Ein Schidduch aus Liebe.“ *). Abraham Brau und seine Frau Scheinche möchten gern ihre Tochter Sarche mit Hilfe des Schadchen Fuchs in Breslau unter die Haube bringen. Sarche, ein durch ernstes Fortbildungsstreben wahrhaft liebenswürdiges Mädchen, darf aber davon nichts wissen, denn sie hält den „Schadchen“ mit der tiefsten Entrüstung für einen Menschen-Verschacherer. Der Schadchen Fuchs hat einen Bräutigam für 5000 Thaler vorgeschlagen; ein anderer Bräutigam für 10000 Thaler ist dem Brau'schen Ehepaar unerschwinglich. Der Genius der Liebe hat aber gerade diesen letzteren, einen edlen jungen Mann und die liebenswürdige Sarchen für einander bestimmt, und die Liebe triumphiert über die geschäftliche Schlauheit des Schadchen und über die Kleinlichkeit der Eltern, die nur die Zahlen bei der Liebe in Ansatz brachten. Das ist in flottem Tone höchst interessant erzählt, die Personen sind getreu nach dem Leben gezeichnet, die charakteristischsten Züge sind dem jüdischen Gemeindeleben der östlichen Provinzen abgelauscht, und der Verfasser besitzt eine erstaunliche Erfindungsgabe, um die ergötzlichsten Situationen aus den Charakteren und Begebenheiten hervorgehen zu lassen. Auch eine Menge der köstlichsten geflügelten Worte aus dem Sprachschatze der Kampf-Periode zwischen Jargon und Hochdeutsch hat der Verfasser mit Glück der Vergessenheit entrissen, z. B. „Was gehts Dich an, was gehts mich an, was gehts uns an?“ — oder: „Das ist ein neuer Standpunkt, möcht' Evche Baruch sagen“ — oder: „Wer weiß, vielleicht hat die heutige Welt recht“ u. dgl. Dazu kommt, daß die Grundlage und den Hintergrund des Ganzen die herzerquickende Innigkeit des jüdischen Familienlebens bildet, so daß sich jeder einen wahrhaft ungetrübten Genuß versprechen darf aus der Lektüre des „Schidduch aus Liebe“. Und in diesem Schidduch zwischen Verfasser und Leser möchte ich der Schadchen sein!

M.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

„Nein, Vater, auch unser Volk trifft jene Krankheit, die aus dem Morgenlande gekommen wie wir. Viele hat sie schon in Frankfurt hingerafft in der Judengasse, und sie sind zusammen in eine Grube geworfen, weil niemand wagen wollte, sie zu bestatten; denn wie Du sagst, sie ist tötlich schon durch den Blick, der Hauch schleppt sie weiter, die Freundschaft tötet mit einem Druck der Hand und die Liebe mit dem Kusse der Lippen.“

Aufmerksam horchten die Frauen; in Leas Gesicht lag Freude, daß sich das Gespräch von dem Gegenstande abgewendet, auf den ihr unbedachtes Wort es gebracht. Tamar hatte sich emporgerichtet und blickte dem Geliebten mit zärtlichen Augen ins Antlitz; sie schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Die Liebe kann den Tod nicht bringen,“ und neigte sich zu dem schönen Jüngling hinüber, auf dessen Wangen die Gesundheit und das Glück blühten. Fröhlich wieder schlürfte der alte Kaleb den rotfunkelnden Wein und sagte langsam:

„Glaube mir, mein Sohn Hellem, es ist, wie es war, als der Herr Moses gebot, die Hand aufzurecken, daß die Pestilenz kam über das Vieh und die Menschen in Egyptenland, und wie er zum andernmale die Hand aufreckte, fiel der Hagel vom Himmel, und Ungeziefer kam mit ihm und verwüstete die Felder —“

Es waren Tamars Augen, die den Jüngling übermütig gemacht, und er lachte und fiel dem Alten ins Wort:

„Sie sind schon gekommen, Vater, denn als ich vor dem Thore stand, kamen Heuschrecken durch die Luft und warfen sich über mich und fraßen das Korn vor meinen Augen —“

„Und als er zum andernmale die Hand aufreckte,“ fuhr der Alte in singendem Tone mit weinschwerer Zunge fort, „da ward alles Wasser zu Blut, daß der Strom stinkend ward und die Fische starben im Strom —“

„Der Rhein floß noch glänzend, als ich vorüberschritt, Vater,“ lachte Hellem, „und der Salm, den wir heute gegessen —“

Er brach plötzlich ab und blickte ängstlich vor sich hinunter. Seine Pupillen erweiterten sich und ruhten mit unheimlich stierem Ausdruck auf dem roten Blutstropfen, der vor ihm auf die weiße Damastdecke des Tisches gefallen. Totenblässe überzog sein Gesicht und der Schweiß brach von seiner Stirn. Langsam rollte er in glänzenden Perlen hernieder und langsam mit ihnen rann zum andern Male ein dunkler Tropfen aus den zitternden Nüstern des Jünglings und fiel, von den Uebrigen unbemerkt, vor ihm auf den Tisch.

Nur Tamar sah, daß eine Veränderung in dem Gesichte des Bruders vorging und neigte sich liebevoll zu ihm. Ihr dunkles Haar legte sich an seine Schläfe. — „Küsse mich, mein Freund,“ lispelte sie zärtlich, „denn Dein Kuß ist mein Leben.“

Weich, mit unendlich süßer Sehnsucht klangen die Worte in sein Ohr und umschmiegten ihn, wie die lieblichen Arme, die seinen Nacken umfaßten, und er fuhr auf aus der starren Betäubung, die ihn ergriffen, und stieß wild das Mädchen zurück und sprang auf von seinem Sitz. Sein Auge irrte wie irrsinnig über die Gesichter, die sich verwundert, sprachlos auf ihn richteten, als wolle er durchdringend in ihr Inneres hinabsehen, und dann wandte es sich plötzlich, wie von neuen Gedanken entsetzt, ab und schweifte in die Luft. Gewaltsame Ruhe zwang er über die verstörten, leichenhaften Züge, und er sagte leise, abgekehrt, als fürchte er den Hauch, der seinen Lippen entfloß:

„Der Wein hat mich betäubt, ich will Luft schöpfen auf der Straße. Sucht mich nicht, ich komme zurück, wenn mir besser ist. Zündet ein Feuer von Weihrauch im Kamin und unterhaltet es fleißig und öffnet die Fenster —“

Er rief es in der Thür und verschwand. Wie ein vom Hahnenschrei aufgescheuchtes Gespenst flog er die Treppe hinunter, auf die Straße in die dunkle Nacht hinaus. Alle seine Glieder waren von Todesmattigkeit durchkältet, gelähmt, sein Atem keuchte, sein Denken verwirrte sich und schwankte fieberhaft wild und irr wie die Gedanken eines Anderen an ihm vorbei. Nur ein Entschluß stand vor seiner Seele, den er mit der Kraft des Willens festhielt, und er eilte vorwärts, den Weg zurück, den er in der Dämmerung gekommen, wie

---

*) Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.

das auf den Tod getroffene Wild mit brechenden Füßen das dickichtumwobene Lager aufsucht, auf einsamer Stätte sein Leben auszuhauchen. Anders floh er davon und nach anderem Ziel, es war der einzige Blitz, der aus seinem Geiste, über den die Nacht hereinbrach, aufsuchte und den lichtlosen Pfad vor ihm erhellte. Die Judengasse hinunter, immer hastiger, immer angstgepeitschter; seine Brust stöhnte und er stürzte zu Boden, ein Blutstrom brach aus seinem Innern und quoll über seine Lippen. Er raffte sich auf und eilte weiter, mit schwirrender Geißel saß der eine Gedanke in seinem Nacken und trieb ihn vorwärts — — da lag das geschlossene Thor vor ihm, kein Ausweg in der Höhe, zur Seite, und er stieß mit dem Kopf wider das eiserne Gitter und brüllte vor Verzweiflung. Er rüttelte an den Stäben, daß sie krachten und sich bogen, aber sie wichen nicht. Er fühlte, wie seine Kraft verrann, wie es vom Herzen erstarrend heraufzog, und er schrie wie nur der Wahnwitz, wie nur der Jammer der Liebe schreit, — da kam ein Licht aus dem Thorhause, und ein Mensch mit langem, schlotterndem Rock, an dem ein Schlüsselbund widerklirrte. Er trat in die Thür und fragte näselnd, wer durch die Nacht schreie und lärme —

„Ich bin krank, ich muß hinaus," stöhnte Hellem atemlos, „öffne —"

„Wenn Du bist im Ghetto um diese Stunde," antwortete der Hüter, „so mußt Du sein von unserm Volk, und weißt, daß ich nicht darf offen machen die Thür, und bötest Du mir tausend Goldgülden, weil die Christen würden Rache nehmen dafür und das ganze Volk dafür strafen, daß ich hätte übertreten ihr Gesetz."

„Oeffne," jammerte der Jüngling, „und Dein Volk wird Dich segnen —"

„Wenn Du bist krank," sagte der Thorwart mitleidig näher tretend und mit der Lampe das Gesicht des Fremden beleuchtend, „so gehe zu Tobias, welcher ist mein Vetter und ein großer Heilkünstler in unserm Stamm —"

Aber Hellem ließ ihn nicht ausreden, er packte den Arm des Juden und schleuderte ihn gegen das Thor.

„Oeffne," ächzte er mit letztem Atem, „denn ich töte Dich und Dein Volk, — ich selbst bin der Tod — ich habe die Pest —"

Der Thorwärter stieß einen dumpfen Schrei des Entsetzens aus, die Lampe entfiel seiner Hand und erlosch, mit zitternden Fingern tastete er nach den Schlüsseln, und die Angel kreischte auf, und er fühlte schaudernd, wie der Körper des Jünglings an ihm vorbeifiel und in dumpfem Sturz auf den Steinrand des Christenbrunnens zusammenbrach, der das Ende der Straße begrenzte.

Es war das letzte, was Hellem vernahm. Er hörte noch, wie der Alte hastig das Thor hinter ihm zuschlug, daß es dröhnend durch die Nacht verklang, und einsam, blutbedeckt und sterbend lag er draußen in der Christenstadt, bleischwere Finsternis zog über seine Augen und die Besinnung verließ ihn.

* * *

Zweites Kapitel.

Frisch und lachend wie das Frührot, mit dem sie das Häuschen am Thor verlassen, wanderte Sybille durch die Straßen. Sie trug einen Korb am Arm und ging zwischen den Weibern umher, die mit der Sonne ihre Buden auf dem Markt bezogen und Lebensmittel feilboten. Verständig prüfte das Thorwärtertöchterlein die dargebotene Ware, sie feilschte und handelte nicht, ihre Art hatte etwas Entschlossenes, das man hinter dem zierlichen Köpfchen nicht suchte. Doch ihr Gesicht blieb immer fröhlich, auch wenn die nußbraunen Zöpfe sich im Morgenwind lösten und ihr um den Nacken flogen. Ruhig band sie die Widerspänstigen auf und blickte klug in den Tag hinein, und den Vorübergehenden unbekümmert gerade in die Augen.

Verwundert that sie es, denn es kam ihr vor, als gingen und bewegten die Leute sich heut anders als sonst. Sie schienen sich sorgfältiger auszuweichen, und wenn zwei, die sich begegneten, inne hielten und mit einander redeten, so standen sie sich entfernt gegenüber und sahen sich prüfend und zweifelnd ins Gesicht. Eine hastige Unruhe lag auf den Straßen, die dem Mädchen auffiel. Manchmal erhorchte sie ein Wort, das sie nicht verstand.

„Es ist gestern einer gekommen," sagte jemand in ihrer Nähe, „und alle, die er angesehen, sind hin und keiner sieht heut die Sonne mehr."

Sybille grübelte vergeblich über den Sinn der Worte und trat dichter an die Redenden.

„Ich selbst sah einen umfallen auf der Straße," versetzte ein anderer, „der gesund und sorglos aussah wie ich —"

„Gebt Acht, die Juden stecken wieder dahinter," zischelte eine Stimme zwischen sie hinein.

Es war ein junger Mensch mit frechem, anmaßenden Aeußeren, der aufgeputzt und junkerhaft hinzutrat. Er trug ein Baret, unter dem häßliches, fuchsrotes Haar hervorquoll, von seiner Schulter fiel ein vorn mit einer kunstvollen Agraffe zusammengehäkelter kurzer Mantel, den ein langer Raufdegen überragte, auf dessen Griff seine langfingerige, aus Spitzenfalten kriechende Hand herausfordernd lag. Die beiden ersten Sprecher machten ihm eine halb unterwürfige Verbeugung, als er näher kam. Ihr Benehmen und Wesen hatten Aehnlichkeit mit dem seinen, nur überbot er sie gleichmäßig mit der Eleganz seiner Kleidung und Unverschämtheit der Miene.

„Schon so früh fort von der schönen Gerlinde, Graf Honfried," lachte der erste von ihnen, „oder habt Ihr heut anderswo übernachtet? Man sagt, Ihr besitzt einen goldenen Hauptschlüssel für alle Riegel, selbst für die Klöster der frommen Schwestern, wenn es not thut."

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Die Erbin des Baron Hirsch.** Dem Börsen-Courier wird aus London geschrieben, daß die Erbin des Baron Hirsch seine „Enkelin" Luciana Premelic-Hirsch sei, die, sobald sie großjährig wird, 525 Millionen erben werde. Noch vor wenigen Monaten besaß sie nicht einen Heller und keinen Familien-Namen als den ihrer Mutter, denn sie ist ein uneheliches Kind. Bis zu ihrer Großjährigkeit wird Luciana

Hirsch, die gegenwärtig erst 14 Jahre alt ist, in Brüssel erzogen, mit einem fast königlichen Luxus, aber mit großer Strenge, unter der Obhut der Madame Montefiore Levy, einer Schwester der Baronin Hirsch, die trotz ihres ungeheuren Reichtums in ihrer Lebensführung von einer spartanischen Einfachheit ist. Madame Montefiore Levy gehört der alten Familie der Bischoffsheim an, die sich als Bankiers einen Namen gemacht haben. Sie ist eine strenggläubige Jüdin, aber ihr Schützling Luciana wird trotzdem im katholischen Glauben erzogen, und die junge Dame hat in ihrem Palaste eine Kapelle und einen Hauskaplan. Wie es kommt, daß diese Tochter, Enkelin und Mündel strenggläubiger Juden, seit ihrer Geburt Katholikin ist, darüber wird dem genannten Blatte eine romantische Geschichte mitgeteilt: „Vor sechzehn Jahren lebte der Baron Hirsch, der schon damals eines der größten Vermögen der Welt besaß, in Paris in demselben Palaste der Elysééstraße, der einst der Kaiserin Eugenie als Wohnung gedient hatte. Um seiner Gemahlin die Repräsentationspflichten zu erleichtern, engagierte der Baron zu ihrer Unterstützung eine junge, vornehme, hochgebildete Dame, Fräulein von Premelic, die aus einer alten, aber verarmten Adelsfamilie stammte. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, von auffallender Schönheit, hatte mehrere Jahre mit Eifer sich klassischen und künstlerischen Studien aller Art gewidmet und in allen Fächern Ehrenpreise erhalten. Im Hause des Millionärs wurde sie außerordentlich geschätzt und geachtet. Ganz besonders gefiel sie dem einzigen Sohne des Barons, Lucian, der damals etwa in demselben Alter stand wie Fräulein von Premelic. Der junge Mann war Mitglied zahlreicher Klubs, Besitzer eines Rennstalls ersten Ranges und führte im übrigen das verschwenderische Leben der reichen pariser Elegants. Lucian verliebte sich in die Gouvernante, das Mädchen erwiderte seine Liebe, und wie es scheint, (!) vermählten sich (?) die beiden Liebenden heimlich, aber nur kirchlich, (!) um die religiösen Bedenken des Fräulein von Premelic zu beschwichtigen. Vor dem Gesetze war diese Eheschließung nicht giltig. Lucians Gattin vor Gott verließ das Haus des Barons und mietete eine bescheidene Wohnung in einem anderen Viertel von Paris. Kurz darauf, im Jahre 1882, gebar sie ein Mädchen, welches den Vornamen Luciana und den Namen der Mutter erhielt. Fünf Jahre später starb Lucian und empfahl auf dem Sterbebette seine Gattin und sein Kind dem Schutze seines Vaters. Der Baron beschloß, die letzte Bitte seines über alles geliebten Sohnes zu erfüllen. Aber da er annahm, daß Fräulein von Premelic sich seinem Sohne weniger aus Liebe als aus kühler Berechnung hingegeben habe, verlangte er entschieden, daß das Kind der Gewalt und dem Einflusse seiner Mutter entzogen werde. Fräulein von Premelic weigerte sich ursprünglich, gab aber später nach unter der Bedingung, daß das Kind in der katholischen Religion erzogen werde. Der Baron gab ohne große Schwierigkeiten nach und bestimmte in seinem Testamente, daß der Wunsch des Fräulein von Premelic respektiert werden solle." Soweit der Roman. Ob auch das Folgende in das Gebiet des Romantischen zu verweisen sei, vermögen wir nicht zu entscheiden. Denn weiter heißt es in dem Berichte:

Baron Hirsch soll übrigens seiner „Adoptivtochter" die ungeheure Summe nicht ohne Einschränkung vermacht, sondern seine ihn überlebende Gattin beauftragt haben, Luciana genau zu studieren und ihr das Vermögen nur dann zu übergeben, wenn sie bei erreichter Großjährigkeit ein edles, braves Wesen geworden sei, entgegengesetzten Falls erhält Luciana die 525 Millionen Mark erst nach dem Tode ihrer Großmutter der Baronin Hirsch. Die letztere besitzt ein hervorragendes Verwaltungstalent und großen Geschäftsgeist, so daß sie das Achtung gebietende Kapital schon in wenigen Jahren noch ganz bedeutend vermehrt haben dürfte.

Luciana Premelic-Hirsch, wie sie sich jetzt nennt, gilt schon jetzt als sehr vernünftig und ernst; sie ist etwas schüchternen und verschlossenen Charakters, besitzt aber außer dem Zauber ihrer Millionen viele persönliche Eigenschaften, die sie liebenswert machen würden, selbst wenn sie arm wäre." — Soweit die Geschichte, die sich unsere Leser freundlichst kommentieren wollen.

* **Der Vorname der Thora.** Im Bureau eines Untersuchungsrichters wird eine jüdische Dame als Zeugin vernommen. Der Richter will zur Vereidigung schreiten und spricht zu dem Diener: „Holen Sie mir die Thora". Wahrscheinlich verstand er darunter den hebräischen Pentateuch. Der Diener ist erst seit einigen Tagen im Hause und es ist ihm bis jetzt vom Richter noch nie eine andere Aufgabe zuteil geworden, als die Zeugen oder Inquisiten ins Bureau zu rufen. Der gute Mann geht daher in den Korridor hinaus und ruft mit starker Stimme: „Zeugin Thora!" — Niemand meldet sich. „Halt," denkt sich der Diener, „die Thora ist eine Inquisitin." Er geht in das Gefängnis und scheint nach langem Suchen eine Person gefunden zu haben, welche einen dem Worte „Thora" ähnlich klingenden Namen besitzt; denn als er in das Bureau des Untersuchungsrichters zurückkommt, fragte er diesen: „Entschuldigen Sie, Herr Rat, heißt die Thora nicht mit Vornamen — Wilhelmine?"

Hier und dort.

* **Berlin**, 21. September. (Unser „Interview".) Die Veröffentlichung der „Antworten auf unsere Frage" werden wir in nächster Nr. wieder aufnehmen. Wir wollten erst eine Erwiderung auf die deprimierende Antwort Zangwills bringen, ehe wir einem andern Pessimisten das Wort erteilen, nämlich Max Nordau.

* **Berlin**, 21. September. (Die Repräsentanten-Versammlung) bot in ihrer gestrigen Sitzung nichts des Interessanten; es waren vornehmlich Namen und Zahlen, die durch den Saal hallten. Mit einem Akt der Pietät wurde die erste Verhandlung nach den Ferien eingeleitet, mit einem warmen Nachruf, den der Vorsitzende, Herr Hermann Landsberger, dem entschlafenen Geheimrat Dr. Kirstein widmete. Die Versammlung ehrte das Andenken ihres dahingeschiedenen Kollegen in üblicher Weise. Hierauf wurde Herr Rechtsanwalt Eugen Apolant als Nachfolger des verstorbenen Dr. Kirstein der Versammlung vorgestellt und vom Vorsitzenden begrüßt. Und nun begann die Arbeit mit trockenen Zahlen. Es wurden an Schenkungen angenommen: 6000 Mk. von Herrn Louis Sachs für die Armen-Kommission, 12 000 Mk. von Geschwister Böhm für die Altersversicherungs-Anstalt,

3000 Mk. aus dem Nachlasse der Lehrerin Minna Cohn für die Mädchenschule der jüdischen Gemeinde. Sodann folgte die Wahl von Kommissionsmitgliedern; es wurden in die Kommission zur Revision der Gemeinde-Hauptkasse sowie des Depositoriums die Herren Leichtentritt, Simon und Oppenheim und in die Kommission zur Vorbereitung der Vorstands-Ergänzungswahl die Herren Manheimer, Fränkel, Blumenthal, Jastrowitz, Simon und Louis Sachs gewählt. — Zur Renovierung des Grabsteins des berühmten Mathematikers Meyer Hirsch wurden 32 Mk. bewilligt, für die Hilfsprediger an den verflossenen hohen Feiertagen 5000 Mk. Ferner beschließt die Versammlung, beim Polizei-Präsidium um die Genehmigung zum Ankauf der betreffenden Grundstücke an der Lützowstraße zum Bau der Synagoge nachzusuchen, und zum Zwecke des Ankaufs die Ueberschüsse aus den Jahren 1888 bis 1890 in Höhe von 350000 Mk. zu verwenden. Die Versammlung erledigt sodann verschiedene Rechnungsabschlüsse von Spezial-Verwaltungen. Die Armen-Kommission hatte eine Einnahme von 140000 Mk., eine Ausgabe von 122000 Mk. Von ca. 5000 Unterstützungs-Gesuchen wurden 3173 berücksichtigt. Unter den Empfängern befanden sich über 300 Personen im Alter von 70 bis 80 Jahren, 83 Personen im Alter von 80 bis 90 Jahren. Die Schulen der jüdischen Gemeinde hatten eine Minderausgabe von 8942 Mk. In der Altersversicherungs-Anstalt befanden sich 221 Personen. Das Vermögen der Anstalt beträgt zur Zeit 2618742 Mk. Die Beerdigungsanstalt hat eine Minderausgabe von 53663 Mk. Zum Schluß entstand noch eine längere Diskussion infolge einer Anfrage des Herrn Justizrat Tiktin an den Vorstand, aus welchem Grunde der beschlossene Jugendgottesdienst an den letzten Feiertagen nicht zur Ausführung gelangt sei. In dem Organ des Gemeinde-Vorstandes war nämlich vor kurzem zu lesen, daß die „Abstinenz-Politik der neuorthodoxen Herren" hieran schuld gewesen sei. Hier wurde aber das Blatt von seinen Inspiratoren im Stiche gelassen, indem die Frage dahin beantwortet wurde, daß bei der Kürze der Zeit mancherlei Schwierigkeiten, namentlich der Mangel eines geeigneten Predigers, zu Tage getreten seien, die für dieses Jahr die Abhaltung des Gottesdienstes unmöglich gemacht hätten. Damit schloß die wenig interessante öffentliche Sitzung.

* **Berlin**, 21. September. Man schreibt uns: Ein orthodoxes Blatt teilt mit, daß auf dem jüdischen Friedhof in Mainz durch Nachgrabungen wiederum eine Reihe uralter jüdischer Grabsteine gefunden wurden. „Einer derselben soll nach Ansicht der Gelehrten derjenige Amrams, Verfassers des Unessanne Tokef sein," schreibt das Blatt, obwohl „nach Ansicht der Gelehrten" R. Amram eine sagenhafte Figur ist. Als ich noch jung war, wurde mir erzählt, daß auf dem Boden der Altneu-Schul in Prag der Körper des thönernen „Golem", der unter dem „hohen Rabbi Löw" Wunderdinge verrichtet, liege. Als ich später nach dem ehrwürdigen Prag kam und den Staub des Lehmgeborenen schauen wollte, da wurde mir der Boden gezeigt, auf dem die Glieder des „Golem" gelegen haben — sollen — das war alles.

* **Berlin**, 21. September. Prof. Dr. Heinrich Oppenheim ist am vor. Dienstag in der Gewerbe-Ausstellung plötzlich gestorben. Die jüdischen Blätter, die ihm etwa Nachrufe widmen wollen, machen wir aufmerksam, daß der Verstorbene ein Nicht- (mehr-) jude gewesen ist. Als vor einem Jahre zum Zwecke der Propaganda für die Repräsentantenwahlen unser Blatt an sämtliche Mitglieder der hiesigen Gemeinde versandt wurde, gelangten auch, infolge einer Verwechselung mit dem Prof. Hermann Oppenheim, einige Exemplare in die Hände des Verstorbenen. Eine Postkarte die das qui pro quo aufklären sollte, adressierte der Herr: „An den Juden Herrn A. L. u. s. w." und in einer späteren verhöhnlicheren Zuschrift versicherte er, daß er „schon von christlichen Eltern" sei. Unsere Leser werden sich des Aufsehens erinnern, das jene Anrede und diese Versicherung hier in Berlin hervorgerufen hatten, da die Eltern des Verstorbenen auf dem jüdischen Friedhof in Hamburg bestattet sind und ein Bruder des Professors Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Manchester ist. Sie werden sich auch erinnern, daß man uns s. Z. nach der Veröffentlichung der Angelegenheit und der uns unterlaufenen Verwechselung mit dem Nervenarzt Prof. O. den Vorwurf der Unvorsichtigkeit gemacht hatte. Dieser Verwechselung sind jetzt auch einige Berliner Tageszeitungen zum Opfer gefallen. Solamen misero . . . .

* **Berlin**, 20. September. Bürgermeister Strobach aus Wien weilte vor einigen Tagen hier, um die gemeinnützigen Einrichtungen der Stadt Berlin in Augenschein zu nehmen. Wie jeder große Mann, wurde auch er interviewt und zwar von einem Mitarbeiter der „Staatsb. Ztg." Ueber seine Stellung zur „Judenfrage" erklärte er, daß die Juden in Wien sich über sich selbst, aber nicht über ihn beklagen sollten, falls ihnen Zurücksetzungen und Verfolgungen nicht paßten, denn sie beanspruchten „Vorrechte" und beschwörten dadurch eine Judenhatz herauf. — Der Interviewer wird nicht schlecht enttäuscht gewesen sein, denn solche Platitüden kann er bequem in der kleinsten antisemitischen Bezirks-Versammlung allwöchentlich einige Male hören.

* **Berlin**, 14. September. Ueber die kirchlichen Gebäude in Berlin enthält das Werk „Berlin und seine Bauten" folgende Mitteilungen: Mit den in mehreren öffentlichen Gebäuden enthaltenen Hauskapellen besitzt Berlin gegenwärtig 115 öffentliche christliche Kultusstätten. Dazu gehören 99 Gemeinden des evangelischen Bekenntnisses, wobei die großenteils von diesen abgezweigten Sekten eingerechnet sind, 15 des katholischen Bekenntnisses und außerdem eine griechisch-katholische Kapelle. Von den Synagogen sind zwei als bedeutendere Bauten hervorzuheben. Unter der Regierung des Kaisers Wilhelm II. wurden bisher von größeren Andachtsstätten mit monumentalem Gepräge in Berlin 23 evangelische, 5 katholische Kirchen und eine Synagoge errichtet und geweiht. — Wenn wir die Privatsynagogen hinzurechnen, so ist in Berlin für das religiöse Bedürfnis der Juden besser gesorgt, als für das gleiche Bedürfnis der Christen. Denn die Juden sind in der hiesigen Gesamtbevölkerung mit etwas über 5% vertreten und verfügen über 19 Kultusstätten.

* **Berlin**, 21. September. In einer Zeitungsfehde mit dem Abg. Werner erklärte Hans von Mosch, daß er demnächst

das Adelsprädikat ablegen werde. — Was haben denn die Bürgerlichen Herrn *von* Mosch gethan?

Danzig, 19. September. Unser jüngst verstorbenes Gemeindemitglied, Herr L. Richter, vermachte sein ganzes Vermögen im Betrage von 100 000 Mark wohlthätigen Stiftungen und bestimmte letztwillig, daß Herr Rabbiner Dr. Werner aus München, der früher hier fungierte und gerade bei uns anwesend war, ihm die Grabrede halten solle. Herr Dr. Werner kam diesem letzten Wunsche nach und hielt einen die überaus zahlreiche Trauerversammlung tief ergreifenden Nachruf.

nn. **Strelno,** (R. B. Bromberg), 21. September. Nachdem Herr J. Goldstand seine Ehrenämter als Stadtrat und Beigeordneter, die er seit einer Reihe von Jahren bekleidet, krankheitshalber niederlegen mußte, ist Herr S. Munk, langjähriger Stadtverordneter und Repräsentant der hiesigen Gemeinde, zu seinem Nachfolger gewählt worden, der wiederum durch Herrn Max Goldstand im Stadtverordneten-Kollegium ergänzt werden wird. Es ist dieses in der jetzigen antisemitischen Zeit umsomehr erwähnenswert, als bereits zwei Glaubensgenossen, Herr A. Lesser, der demnächst sein 25jähriges Jubiläum als Vorsitzender des Gemeinde-Vorstandes feiern wird, und Herr L. Lubinski der städtischen Verwaltung, die aus 16 Mitgliedern besteht, angehören.

B. **Hannover,** 20. September. (Noch einmal: *Kein* zweiter Rabbiner.) Die Notiz in der vorigen Nr. ergänzend, gestatte ich mir noch zu bemerken, daß Herr Landrabbiner Dr. Gronemann, obwohl mit Arbeiten thatsächlich sehr belastet, bislang niemals Klage über eine Ueberbürdung geführt oder der Gemeinde durch Einschränkung seiner Predigten Veranlassung gegeben hat, die Anstellung eines *zweiten* Rabbiners in Erwägung ziehen zu müssen. Trotzdem haben einige Gemeindemitglieder vor kurzer Zeit den Versuch gemacht, durch Sammeln von Unterschriften die Wahl eines Stellvertreters zu befürworten. Diese ihrer Ansicht nach „einflußreichen“ Herren haben jedoch glänzend Fiasko gemacht, indem, wie ich s. Z. hörte, ganze *drei* Mitglieder ihre Unterschriften gegeben hatten. Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb man unsern Herrn Landrabbiner gerade bei den *Predigten* entlasten will. Hat man die löbliche und *ehrliche* Absicht, demselben einen Teil seiner Arbeiten abzunehmen, so kann es sich meiner Ansicht nach nur um die Anstellung eines *Sekretärs zur Erledigung der vielen schriftlichen Verwaltungsarbeiten* handeln. Bei der in unserer Gemeinde herrschenden Stimmung wird die Wahl eines *Rabbiner*-Stellvertreters in *absehbarer* Zeit nicht spruchreif werden können.

Bonn, 21. September. In vorverflossener Nacht wurde der bei Endenich gelegene jüdische Friedhof in unglaublicher Weise demoliert. Fast sämtliche Leichensteine wurden umgestürzt und mittelst scharfer Instrumente gewaltsam zertrümmert, sämtliche eiserne Grabgitter auseinandergerissen. Von den Frevlern hat man noch keine Spur.

⊙ **München,** 20. September. Das antisemitische „Deutsche Volksblatt“, das bisher hier als Wochenblatt erschien, wird vom 1. Oktober ab täglich erscheinen. — Auf der Durchreise verstarb hier der in Kuttenplan in Böhmen ansässige Ernst Graf Berchem Heimhausen. Der Verstorbene war ein großer Philanthrop. Diese Gesinnung kam in seinem Testamente zum Ausdruck, in welchem er unter anderen reichdotierten Wohlthätigkeitsakten auch eine mit zehntausend Gulden dotierte *Rabbinats*stiftung errichtete.

Karlsruhe, 20. September. Auf Ersuchen des Großherzoglichen Oberrats der Israeliten ist von seiten des Königlichen Generalkommandos des 14. Armeekorps in dankenswerter Bereitwilligkeit den unterstellten Truppenteilen aufgegeben worden, daß den am 16. d. M. nach Schluß der Uebungen an sie herantretenden Gesuchen israelitischer Soldaten um Ermöglichung der Beteiligung an dem Versöhnungstage und dem religiösen Bedürfnis der Mannschaften möglichst Rechnung getragen werden soll.

Aus Baden, 18. September. Anläßlich des 70. Geburtstages unseres Großherzogs haben sich zwei unserer besten süddeutschen Kantoren in ihrer Eigenschaft als Komponisten einen wohlverdienten Namen gemacht. Die Herren M. Rosenhaupt-Nürnberg und Hermann Zivi-Düsseldorf haben den badischen Landesfürsten in der ihnen eigenen Weise gefeiert. Zwei Hymnen von nicht zu unterschätzendem musikalischem Werte sind es, die als solche die Annahme und den Beifall des Großherzogs gefunden haben; der fürstliche Dank ist beiden Komponisten zuteil geworden. Die Rosenhaupt'sche Komposition zeichnet sich durch feinsinnige kontrapunktische Verarbeitung, wie durch den leichten Fluß der melodischen Erfindung aus, der Zivi'schen fehlt es nicht an dramatisch packenden und erhebenden Momenten, die sie als Werk erscheinen lassen, das, auf der Basis klassischer Schreibweise geschaffen, im Rahmen der Oratorienmusik von dauerndem Werte sein wird. — Aus Anlaß des 70. Geburtsfestes unseres Landesvaters wurden folgende Israeliten ausgezeichnet: Dr. med. Albert Seeligmann, Vorsitzender des Gemeinde-Vorstandes und Mitglied des Oberrats in Karlsruhe erhielt den Titel Medizinalrat, Universitäts-Professor Dr. Heinrich Rosin in Freiburg, Professor Ludwig Levi in Karlsruhe und Bezirks-Rabbiner Dr. Adolf Lewin in Freiburg das Ritterkreuz I. Klasse, Bankier Leopold Willstätter in Karlsruhe das Ritterkreuz II. Klasse und Religionslehrer Lazarus Hofmann in Wenkheim die kleine goldene Verdienst-Medaille.

Pest, 18. September. Wie erinnerlich, hatte die vorjährige Rabbiner-Konferenz, zu deren Einberufung das Inslebentreten der kirchenpolitischen Gesetze Veranlassung bot, eine sechsgliedrige Kommission mit den nötigen Vorarbeiten zur Gründung eines Landes-Rabbinerverbandes betraut, dessen Konstituierung in einer für den Herbst einzuberufenden Rabbinerversammlung erfolgen sollte. In Berücksichtigung der seit Jahresfrist geänderten Verhältnisse sah sich die erwähnte Kommission veranlaßt, die Idee der Gründung eines Rabbiner-Verbandes und die Einberufung einer Rabbiner-Konferenz fallen zu lassen, weil der Landes-Kongreß, welcher laut Beschluß der im Februar abgehaltenen Notablen-Versammlung einberufen werden soll, und der Landesfond, welcher schon über eine Million Kronen verfügt, einen großen Teil der Aufgaben und Bestrebungen übernehmen, die in den Wirkungskreis des Verbandes gehören sollten, und weil schließlich die Regierung bei der Regelung der Kongrua auch die Rabbiner berücksichtigen wird.

⁜ **Petersburg**, 16. September. Jene für das Gouvernement Charkow geplante jüdische Ackerbauschule, von der ich berichtete, soll nicht die einzige im Rayon der Landwirtschaft betreibenden Juden bleiben. Das Charkowsche Projekt hat weiter hinaus wie ein Funke zur Entflammung ähnlicher Wünsche gewirkt und heute liegen aus mehreren südlichen Gouvernements Bittgesuche von Juden um Konzessionierung landwirtschaftlicher Fachschulen dem Minister der Landwirtschaft, Jermolow, vor. Der größte Teil der Bittschriften wird wahrscheinlich genehmigt werden, da die jüdischen Kolonien selbst die Schulen zu subventionieren versprechen. — Bezüglich der Frage der Auswanderung der Juden aus Rußland zirkulieren verschiedene Gerüchte. Mit dem Tode des Baron Hirsch habe die Auswanderung ihr Ende nicht gefunden, wird behauptet. Dem Kolonisationswerk soll für die Zukunft auch ein anderes Ziel gestellt werden: die Juden sollen nicht mehr nach Argentinien, sondern nach Afrika geschickt werden, aber alles das scheint bei näherer Prüfung doch recht illusorisch zu sein.

⁜ **Petersburg**, 18. September. (Die „Judenfrage" in Finnland. — Ein Strafgericht.) Der finnländische Landtag wird, den „Russk. Wjed." zufolge, sich u. a. auch mit der Regelung der Judenfrage in Finnland beschäftigen. In Finnland erfreuen sich nur solche Juden des Niederlassungsrechts, die ihrer Militärpflicht innerhalb des Großfürstentums Genüge geleistet haben. Der Sohn eines in Finnland ansässigen Juden, der z. B. in einem russischen Gouvernement gedient hat, geht seines Rechtes der Ansässigkeit in Finnland verlustig, ebenso wie die Tochter eines finnländischen Juden, die einen russischen oder andern Juden heiratet. Die Juden petitionieren schon lange um Aufhebung dieser sie bedrückenden Bestimmungen, in welchem Bestreben sie auch von einem Teile der finnländischen Presse unterstützt werden. — Das amtliche Organ des Kriegsministeriums, „Russki Jnwalid" veröffentlich einen kaiserlichen Tagesbefehl, nach welchem der Kommandant des 35. Bjelgoroder „Dragoner-Regiments Kaiser Franz Joseph", Oberst Papaafanassopulo, seines Ranges enthoben und in die Reserve versetzt, der Lieutnant dieses Regiments Bakunin vom Heeresdienste ausgeschlossen und 11 weitere Offiziere desselben Regiments zu gemeinen Soldaten degradiert werden. Die Gemaßregelten hatten in angetrunkenem Zustande ohne die geringste Veranlassung eine Gruppe von Juden auf der Straße beschimpft und geschlagen. Die Bestrafung des Obersten, der sich an dem skandalösen Vorgang selbstverständlich nicht beteiligt hatte, erfolgte, weil er unterlassen hatte, über den Vorfall Bericht zu erstatten.

m. **Kiew**, 15. September. Unlängst tagte hier die sechste russische Aerzte-Versammlung, die sich unter anderem mit dem zahlreichen Vorkommen des Bruchleidens unter den Soldaten in der Umgebung Kiews und mit der Frage der diesbezüglichen Selbstverkrüppelung beschäftigte. Angeregt war dieses Thema worden durch einen offenen Brief von behördlicher Seite, worin der Verdacht angedeutet war, daß das unter den jüdischen Soldaten des Poltawaer und Polotzker Regiments verbreitete Bruchleiden zumeist auf Selbstverstümmelung zurückzuführen sei. Dr. Salamka, dem der Auftrag zuteil geworden war, diese Frage zu prüfen, legte eine Liste der in den Aushebungen von 1885 bis 1890 vorgekommenen Fälle an und ersah aus den ihm vorliegenden 176 467 Fällen, daß kein Grund vorhanden sei, die Juden der angeführten Selbstverstümmelung zu beschuldigen. Die größere Häufigkeit des Bruchs bei Juden könne auf ihre im allgemeinen schwächlichere Körperkonstitution zurückgeführt werden. — Aus London wird dem „Woschod" berichtet, daß demnächst in Paris wieder eine Versammlung der jüdisch-argentinischen Kolonisations-Gesellschaft stattfinden werde. Und zwar wurde beschlossen, — nachdem zu der ersten Versammlung am 7. Juli kein einziger russischer Jude zugezogen worden war, und dieses Vorgehen in den russischen Blättern scharfen Tadel erfuhr, — diesmal auch die Mitglieder des Petersburger Zentral-Komitees einzuladen.

□ **Rom**, 18. September. (Giacomo Malvano.) Während über die Ernennung des Herrn Luigi Luzatti zum Schatzminister viel gesprochen wurde, ist von einer andern durch das neue Ministerium vollzogenen Rangerhöhung eines Glaubensgenossen noch nicht die Rede gewesen, nämlich von der Ernennung des Herrn Giacomo Malvano zum General-Sekretär im Ministerium des Aeußeren. Herr Malvano bekleidete den Rang eines Direktors im Ministerium des Aeußeren, bis Crispi dieses Amt unterdrückte und Malvano den Gesandtenposten in Japan anbot, den dieser ablehnte. Ministerpräsident Rudini hat diesen Diplomaten, welcher bereits früher seinem Kabinet angehört hatte, wieder für den Staatsdienst gewonnen und einen Posten für ihn neugeschaffen, durch welchen er der thatsächliche Leiter des Ministeriums des Aeußeren wird. Herr Malvano hat reges Interesse für Juden und Judentum, was man von Herrn Luzatti nicht behaupten kann.

⁂ **Konstantinopel**, 16. September. Die spanische Judengemeinde von Haskioi richtete an den Sultan eine Eingabe, in der sie feststellt, daß sie von der türkischen Polizei unter Todesdrohungen gezwungen worden sei, an den Plünderungen teilzunehmen. Wie verlautet, wurde der Ortschaft Haskioi deshalb eine Kontribution von 3500 Pfund, in acht Tagen zahlbar, auferlegt. — Nach dem ersten Bericht des serbischen statistischen Amtes leben im Königreich Serbien unter 2,161,961 Seelen 4510 Juden, davon 4493 in den Städten, 17 auf den Dörfern, 2261 sind männlich, 2249 weiblich. Die Juden bilden 0,26 Prozent der Bevölkerung.

⁂ **Konstantinopel**, 16. September. Aus den Schreckenstagen in unserer Stadt teilt der Korrespondent des „L.-A." mit: So viel bekannt geworden, ist bei den Metzeleien nur ein Europäer umgekommen, und dieses Opfer war ein Jude. Eine friedfertigere Natur konnte es wohl nicht geben. In Galata war seine originelle Gestalt schon historisch geworden. Vor länger als fünfzehn Jahren war er aus Galizien in das deutschsprechende Judenviertel von Galata eingewandert und fristete sein Leben als Versicherungs-Agent. Zuerst ging es ihm gut, und er hätte hier vielleicht eine Zukunft gehabt, wenn — der Branntwein nicht gewesen wäre. In den letzten Jahren war er schon sehr heruntergekommen, doch auf Kleidung und Wäsche hielt er nach wie vor. Wenn auch der Anzug fadenscheinig und der Cylinder mehr als schäbig geworden war, sodaß er ihn in letzter Zeit nur noch in der Hand

tragen mußte, so fiel doch seine Person in dem allgemeinen Schmutze sofort auf. Er hatte zuletzt große Pläne. So teilte er mir einmal mit, er würde eine Versicherungs-Anstalt gründen, (selbstverständlich mit fremden Geldern), welche ganz Europa umfassen sollte und deren General-Direktor er werden würde. Kurz vor seinem Tod wollte er nach Polnisch-Tschiflik, einem herrlich gelegenen Wald-Dorfe der polnischen Emigranten auf der kleinasiatischen Seite, zur Erholung reisen, da er an Podagra litt. Aber leider das Geld fehlte. Jetzt hat er seine Reise angetreten, von der es kein Zurückkommen giebt. Durch Zufall wurde er mit Armeniern, welche sich in Milet-Han befanden, getötet.

Texas, September. Es gehört nicht zu den alltäglichen Dingen, daß eine Stadt ihren Namen nach einem Juden erhält. Kastroville in Texas hat ihren Namen einem Juden, ihrem Gründer Henry Kastro zu verdanken. Der Prediger Henry Cohen aus Texas hat ein interessantes Büchlein veröffentlicht, „Henry Kastro, Pionier and Kolonist“. 1786 in Frankreich geboren, wanderte Kastrow nach Amerika aus. 1844 brachte er 700, in den nächsten zwei Jahren noch über 4000 Kolonisten aus Frankreich hinüber. Im Jahre 1845 wurde die Kolonie, die zumeist aus Christen bestand, Kastroville genannt. Kastro gab 30 000 Gulden aus seiner Tasche für die Kolonie her und jedem Kolonisten ein Jahr lang umsonst Nahrung.

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: HH. Dr. Pick von Marienburg nach Strasburg (Wpr.), — Rawitscher von Malmö (Schweden) nach Marienburg. — Am ersten Tage Sukkot feierte der Oberkantor der Adaß Jeschurun in Frankfurt a. M., Herr Julius Friedländer, sein 40jähriges Amtsjubiläum in körperlicher und geistiger Frische.

— **Vakanzen:** Tiegenhof (Westpr.) Zum 1. 11. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. 4—500 Mk. Reisek. d. Gew. — Baldenburg (Westpr.) Zum 1. 10. Rl. K. Sch. Eink. 1100 Mk. Reisek. d. Gew. — Padberg. Zum 1. 11. L. K. Anfgeh. 500 Mk. u. fr. Station. — Heppenheim (Bergstraße) Sem. geb. Rl. K. Sch. Sicheres Eink. 1400 Mk. Meld. an W. Mainzer. — Gedern. Unverh. inländ. Rl. K. Fix. 900 Mk., fr. Wohn. u. Nbk. Meld. an Löb Voehl. — Schokken (Posen) sof. K. Sch. Fix. 1200, Nbk. 200 (wenn gepr. Rl. 300 Mk.)

Aus dem Leserkreise.

* Geehrte Redaktion! Im Interesse etwaiger leidender Leser ersuche ich um Aufnahme der folgenden Zeilen. Meine Schwester stotterte seit ihrer Kindheit, und alle angewandten Mittel hatten nicht den gewünschten Erfolg. Da wandte sich meine Schwester an Herrn Professor Dehnhardt in Eisenach und besuchte etwa fünf Wochen seine Heilanstalt. Als ich meine Schwester vor ihrer Abreise von Eisenach besuchte, nahm ich zu meiner großen Freude und nicht geringen Bewunderung wahr, daß sie vollständig geheilt die Anstalt verließ, denn sie konnte sich unterhalten ohne anzustoßen, und auch beim Lesen zeigte sich keine Spur mehr von ihrem alten Leiden.

Nathan Grünwald, Lehrer u. Kantor,
Obergleen-Kirdorf bei Alsfeld (Oberhessen).

* Dieses Blatt brachte gleich den anderen jüdischen Blättern wiederholt einen Aufruf zu gunsten der Errichtung eines jüdischen Hospitals in Jerusalem. Der wohlverdiente Erfolg, den dieser Aufruf bereits gehabt hat und hoffentlich auch weiter findet, mag den Gönnern der Chalukah ein deutliches Zeichen sein, daß der Rückgang in den Eingängen der Chalukah weder auf einer Minderung des werkthätigen Interesses für Paläſtina, noch in einer religiösen Gegnerschaft ihren Grund hat, sondern durch sachliche Bedenken bewirkt ist. Ursprünglich beruhte die Chalukah auf einer hübschen Idee, welche aber bedeutungslos geworden ist, nachdem kluge Grundstücksspekulanten und wohlhabende Händler neben den Gelehrten, Greisen 2c. sich einen Anteil an der Chalukah zu schaffen wußten. Eine weitere Verfälschung trat durch den „Kolel“ ein. Es ist ein häßlicher Gedanke, daß man in Palästina die Landsmannschaft in die Wohlthätigkeit hineingetragen hat und von jeder Nation gewissermaßen ihre Leibrentenempfänger getrennt unterhalten läßt. Auch die ökonomischen Folgen der Chalukah waren nichts weniger als glücklich. Trotz — oder vielleicht wegen — der Hunderttausende von Gulden, die in das Land gesendet wurden, nahm der Pauperismus immer mehr zu, und für öffentliche Zwecke geschah so wenig, daß man erst jetzt an den Bau des Hospitals gehen konnte. Die Gelder, welche im Laufe der Jahre an notorisch nicht Bedürftige aus der Chalukah verteilt sind, würden sicherlich für mehrere Hospitäler ausreichend sein. Die Teilnahme der Chalukahfreunde an dem Unternehmen des Spitalbaus scheint ein Beweis, daß sie zum wenigsten neben der Chalukah auch andere Mittel werkthätiger Hilfe für Palästina nötig erachten. Hoffentlich wirkt das Unternehmen als Ansporn, überhaupt die Chalukah allmählich durch sachgemäßere Einrichtungen zu ersetzen.

Berlin. Dr. Heinrich Meyer Cohn.

Brief- und Fragekasten.

Die Frage in Nr. 35: weshalb im Tischgebet der letzte Abschnitt (Jire'u) leise gesprochen wird, ist dahin zu beantworten, daß dies aus Rücksicht auf etwa anwesende Arme geschieht. Denn in diesem Abschnitte heißt es: „Keinen Mangel haben, die Gott fürchten“; „Die nach Gott verlangen, ermangeln keines Gutes“ u. s. w. Diese Aussprüche könnten leicht den Armen verlegen machen. Beantwortet von HH. Direktor Eisemann-Gailingen, R. Frank-Halle a. S., Dr. Winkler-Berlin. — Frankfurt a. M. Anonyme Schmähbriefe werden nicht nur nicht beachtet, sondern nicht einmal verachtet, weil sie ein kindisches Gebahren verraten. — Hrn. J. Z., Metz. Wir haben im August vier Beilagen (statt zwei) gegeben, um uns im September zu entlasten. Vom Oktober erscheint der Jeschurun natürlich wieder regelmäßig. — Bitte um gefl. Auskunft, ob Ihnen bekannt ist, daß Baron Hirsch einen Fond hinterlassen zur Unterstützung armer Waisenmädchen behufs Verheiratung und an wen und wohin man sich meldet zur Erreichung dieser Unterstützung. Es handelt sich um eine arme Waise aus Rußland. H. N. (Uns ist eine solche Stiftung nicht bekannt. Red.)

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57 — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.